

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

November 1914.

Nr. 11.

Inferiorität der Katholiken.

Die katholische Inferiorität, von der hier vornehmlich die Rede sein soll, ist nicht sowohl die bürgerlich sittliche, die nach der Kriminalstatistik ja ebenfalls eine unbestreitbare Tatsache ist und höchstens noch von sophistischen Jesuiten bestritten wird, sondern die wirtschaftliche und wissenschaftliche Mindertwertigkeit des Katholizismus. Diese Rückständigkeit liegt so klar zutage, auch in Deutschland, wo doch die Katholiken dank des protestantischen Einflusses kulturell höher stehen als in irgendeinem andern Lande der Welt, daß auch die bigottesten katholischen Apologeten sie als Tatsache nicht zu bestreiten wagen. Um so mehr sind aber die Römlinge bemüht, die Schuld für das allgemeine kulturelle Zurückbleiben vom Ultramontanismus abzuwälzen und sie den Protestanten aufzuhalsen. Nicht in der katholischen Religion, sondern in der böswilligen Bedrückung, Zurücksetzung und imparitätischen Behandlung der Katholiken seitens der Protestanten und des protestantischen Staates habe die katholische Inferiorität ihren Grund. Das gehe unwidersprechlich hervor aus der Tatsache, daß z. B. der protestantische Prozentsatz der höheren Staatsbeamten, Lehrer usw. größer sei als der protestantische Anteil an der Gesamtbevölkerung. So argumentiert auch das „Zentrum“ und gründet darauf seine ultramontane Agitation und Protestantenheke in Deutschland. Demgegenüber weist aber das „Antiultramontane Handbuch“ (Säemann-Verlag) nach, daß diese Erklärung der kulturellen Inferiorität der Katholiken den Tatsachen widerspricht, und bringt dafür gerade auch römische Autoritäten ins Feld.

„Schon 1907“ — schreibt das „A. H.“ — „stellte der Katholik H. Rost in der „Köln. Volksztg.“ (Nr. 510) in betreff der Gesamtwirtschaftslage und der Beteiligung der Katholiken an den höheren Studien auf Grund statistischen Materials fest, daß die Katholiken von den drei Konfessionsgruppen neben den Protestanten und Juden der ärmste Volksteil sind. Im ganzen Großherzogtum Baden fallen z. B. im Jahre 1905 auf den Kopf des Protestanten 1198.2 Mark Kapital, auf den

Kopf des Katholiken nur 477.2 Mark. Einen Anhaltspunkt für die Erkenntnis des höheren Reichtums einzelner Konfessionen bilden neben den steuerlichen Nachweisungen die Sparkassenbücher, welche in ihrer Häufigkeit einen Beweis besserer Einkommensverhältnisse und von Sparsinn darstellen. So entfallen in den preußischen Regierungsbezirken Sparkassenbücher auf 100 Einwohner in Aachen 26.2, Oppeln 10.3, Münster 20.7, Köln 21.4, Trier 10.2, Posen 10.6, Koblenz 12.9, Bromberg 10.1, Düsseldorf 22.1, Marienwerder 10.7, Osnabrück 28.4, Danzig 16.1. Diese Bezirke haben alle eine überwiegend katholische Bevölkerung. In den folgenden überwiegend protestantischen Bezirken ist die Volkssparsamkeit viel größer. Die gleichen Zahlen lauten in Breslau 27.2, Wiesbaden 27.0, Erfurt 33.9, Königsberg 13.4, Liegnitz 44.2, Rassel 24.1, Gildesheim 37.6, Berlin 37.3, Hannover 37.9, Potsdam 26.3, Magdeburg 38.6, Frankfurt 38.2, Merseburg 43.1, Lüneburg 35.9, Stade 30.1, Röslin 24.5, Stralsund 27.2, Stettin 25.1, Schleswig 33.9, Gumbinnen 6.6. Dr. Rost räumt offen ein, daß „eine Folge des geringeren Reichtums die oft aufgerollte Frage der sogenannten Inferiorität der Katholiken im Wirtschaftsbetriebe sei“. Er spricht direkt von einem „Bildungsdefizit der Katholiken im mittleren Studium (Gymnasien, Realschule usw.)“. In Elsaß-Lothringen waren die Katholiken von 1890 bis 1900 an den Reifeprüfungen um 31.4 Prozent zu gering, die Protestanten um 26.5 Prozent, die Juden um 5.3 Prozent zu stark im Vergleich zu ihrer Volkszahl vertreten. In Baden zeigen die Katholiken an den Mittelschulen eine um 19 Prozent zu schwache, die Protestanten eine um 8.5 Prozent zu starke Beteiligung. Auch in Preußen stellt sich das Verhältnis für die Katholiken ungünstig. In Bayern sind die Katholiken an den Gymnasien am stärksten vertreten, wo sie ihrer Bevölkerungsziffer so gut wie gleichkommen. Den wissenschaftlichen Laienberufen gehen aber viele Kräfte durch das Studium der Theologie verloren, indem z. B. im Jahre 1905 die Zahl der Theologiestudierenden 28.99 Prozent der katholischen Abiturienten betrug. Hervorstechend ist das Übergewicht der Protestanten und Israeliten an den Realgymnasien, ferner an den Progymnasien und Lateinschulen. Und so fort! Die logische Folgerung dieser Feststellungen ist die, daß der Katholizismus selbst an der Erscheinung Schuld trägt, die er als Imparität empfindet oder doch bezeichnet: er bleibt mit dem Angebot von Bewerbern erheblich hinter dem Prozentsatz der katholischen Bevölkerung zurück, und der Staat müßte, um eine mechanische Parität, das ist, zahlenmäßige Gleichheit in den Stellenbesetzungen, zu erzielen, die katholischen Bewerber gerade ihres Bekenntnisses wegen vorziehen! Das wäre eine Unbilligkeit gegenüber den Protestanten, und das darf auch nicht der Gesichtspunkt sein, nach dem unsere Behörden den Beamtenachwuchs ergänzen.“

Als Erklärungsgrund für die Rückständigkeit der Katholiken führt Dr. Rost selbst die „katholische Weltanschauung“ an, die Katholiken den

„Wert von Wissenschaft und Reichtum für die Kultur unterschätzen“ lasse. Er schreibt: „Wenn der katholische Bauer oder Handwerker seinen Sohn zum Studium schickt, so geschieht dies im wesentlichen im Hinblick auf den geistlichen Stand. Der Katholik verlegt den Schwerpunkt des Lebens mehr ins Jenseits als ins Diesseits. Darum hat das katholische Volk auch einen bedeutend größeren Anteil an den Kultusstiftungen als an den Wohlfahrtsstiftungen, welche mehr Diesseitszwecke verfolgen. Obwohl die Katholiken in Preußen (1889 bis 1898) nur 34 Prozent der Bevölkerung ausmachen, haben sie in diesem Zeitraum etwa 8.8 Millionen Mark für Kultuszwecke mehr aufgebracht als die 64 Prozent Protestanten in Preußen.“

Nach Dr. Koft ist also die katholische Frömmigkeit schuld an der kulturellen Minderwertigkeit der Katholiken. Daß aber die christliche Religion der energischen Verrichtung des irdischen Berufes in allen möglichen Zweigen nicht hinderlich, sondern förderlich ist, hat, wie allgemein anerkannt wird, niemand klarer gezeigt und lauter betont als Luther und nichts deutlicher bewiesen als die Geschichte des Protestantismus, auf dessen Konto die modernen Errungenschaften auf schier allen Gebieten des Wissens und Könnens zum weitaus größten Teil zu stehen kommen. Die wahre Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat nicht bloß die Verheißung des zukünftigen, sondern auch des gegenwärtigen Lebens; auch dem kulturellen Fortschritt ist sie förderlich. Was aber den Katholizismus mit seinen Gelübden, Heiligenfesten, Wallfahrten, Mirakelschreinen, Bückungen usw. betrifft, so hat Dr. Koft allerdings recht, wenn er in dieser Religion ein Hindernis für das Diesseits der katholischen Laien erblickt. An Macht, Reichtum und Bildung gewinnen kann allerdings bei einer solchen Religion nicht das katholische Volk, sondern nur die Hierarchie. Dr. Koft vergißt aber hinzuzufügen, daß die römische Religiosität noch viel weniger taugt zur Weckung und Förderung des geistlichen und wahrhaft christlichen Lebens, ja, daß sie für dieses geradezu tödlich ist. Alles geistliche Leben, alle wahre Religion auf Erden hat eben seinen Quell allein in dem rechtfertigenden Glauben von der Vergebung und Seligkeit aus lauter Gnade, um Christi willen. Dieser Jungbrunnen alles geistlichen Lebens wird aber durch die römische Werklehre verstopft. Und so geschieht es, daß die papistische Scheinreligiosität die Verheißung hat weder des gegenwärtigen noch des zukünftigen Lebens.

Obwohl also Dr. Koft selber zugeben muß, daß die kulturelle Inferiorität der Katholiken ihren Grund in der katholischen Religion habe, so stellt er doch, ohne dafür den Beweis auch nur zu versuchen, zugleich die widersprechende und unerwiesene Behauptung auf, daß „antikatholische Tendenzen“ in Preußen und Bayern die erwiesene Minderwertigkeit des Katholizismus herbeiforciert hätten. „Diese Argumentation“ — schreibt hierzu das „N. G.“ — „ist typisch geblieben für das über ‚Imparität‘ klagende Zentrum. Die Zahlenangaben Kofts

sind besonders für den Oberlehrerstand im westlichen Deutschland heute nicht mehr zutreffend, wo die angestrengte Tätigkeit des ultramontanen Albertus-Magnus-Vereins den Prozentsatz der katholischen Studierenden, bzw. der Oberlehrer der nichtreligiösen Unterrichtsfächer erheblich gesteigert hat. Im allgemeinen aber bleibt auch jetzt noch das katholische Angebot für die höheren Berufe in dem oben angegebenen Verhältnis hinter dem katholischen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung zurück, und im allgemeinen sind es ebenso auch die „antikatholischen Tendenzen“ der Behörden, mit denen das Zentrum vor seinen Anhängern die eigene katholische Schuld verbirgt. Nur im vertrauten Kreise wird diese eingestanden und auch richtig erkannt, daß die ultramontane Grundanschauung nicht ein Neben-, sondern das Hauptmoment für die Erklärung katholischer Inferiorität darstellt, sowie daß insbesondere die wirtschaftliche und geistige Rückständigkeit des katholischen Volkes im wesentlichen harte Wirklichkeit ist.“

Wenn es die Politik gilt, dann machen die Römlinge den Protestantismus verantwortlich für ihre eigene Minderwertigkeit, um dem „Zentrum“ Material zur Hege wider die Protestanten zuzuführen. Daß sie aber, wenn sie unter sich sind, anders denken und reden, dafür weist das „A. G.“ auch hin auf die Denkschrift, die der Augustinusverein auf seiner Generalversammlung 1908 verbreitete. Das „A. G.“ schreibt: „Die Schrift bespricht die verschiedenen Seiten der vorhandenen Inferiorität unter gleichzeitigen Vorschlägen, wie ihr abzuhelpen sei. Die Kritik beginnt mit einer ‚Korrektur der Grundstimmung, mit der weite Kreise der Katholiken der kulturellen Betätigung im Wirtschaftsleben und im Studium gegenüberstehen‘. Gegenüber dem ‚allzustarken Jenseitscharakter katholischer Weltanschauung‘ fordert die Denkschrift, daß das ‚irdische Streben‘ in den Grenzen des Erlaubten als berechtigt neben dem übernatürlichen anerkannt und kräftiger betätigt werden müsse. ‚Die idealen Anschauungen des Klerus und namentlich der Ordensleute dürften nicht ohne weiteres auf das Leben der Laien angewendet werden; die Ansprüche an das Staats- und Wirtschaftsleben dürften nicht überspannt werden.‘ Beklagt wird weiter, daß die katholische Wohltätigkeit überwiegend nur für rein kirchliche oder religiöse Zwecke eine offene Hand habe, während sie bei andern Kulturaufgaben farge. Die Denkschrift polemisiert schließlich in zarter Weise gegen eine Abschließungspolitik im Wirtschafts- und Kulturleben, da die Katholiken die minder Bemittelten seien; dann freilich warnt sie zugleich wieder vor ‚einseitiger Überschätzung moderner Kulturgüter‘.“

Auch der Augustinusverein gibt also nicht bloß die Inferiorität der Katholiken zu, sondern findet die Hauptquelle derselben im Ultramontanismus. Von dem tolle causam wollen aber auch diese Römlinge nichts wissen. Ja, das übel wollen sie heben durch Verstärkung und Befestigung seiner Ursache! Den Ultramontanismus um jeden Preis!

— das ist die Stellung aller Merikalen auch in Deutschland. Es koste, was es wolle, auf die hierarchische Bevormundung und Knechtung der Laien dürfe die Kirche nicht verzichten. Wer aber so steht, der kann auch nur so viel Bildung, Wissen und Kultur des katholischen Volkes wollen, als sich eben mit dem Ultramontanismus, welchem der Kadavergehorfam gegen den Papst die höchste und edelste Betätigung des menschlichen Verstandes und Willens ist, verträgt. Das „A. G.“ bemerkt zu der Denkschrift des Augustinusvereins: „Es verdient festgehalten zu werden, wie hier, wo man unter sich ist und sich nichts vormachen mag, die ‚antikatholischen Tendenzen der Staatsbehörden‘, an die man die katholische Öffentlichkeit im Parteinteresse des Zentrums glauben machen will, überhaupt nicht erwähnt werden! Abgesehen davon aber zeigt auch die Denkschrift des Augustinusvereins das hoffnungslos Verworrene dieser Reformbestrebungen, die offen oder heimlich von der Erkenntnis des Ultramontanismus als Hauptquelle katholischer Inferiorität ausgehen und dennoch die Hebung dieser Inferiorität von demselben ultramontanen Boden aus erhoffen.“

Ein weiteres Beispiel dafür, daß die Römlinge, obschon sie die kulturelle Minderwertigkeit der Katholiken zugeben und auch den Ultramontanismus als die Quelle derselben erkannt haben, nicht gesonnen sind, auch nur das außerkirchliche katholische Geistesleben von priesterlicher Bevormundung zu befreien, ist die „Görresgesellschaft“, die wissenschaftliche Organisation des Ultramontanismus in Deutschland. Das „A. G.“ schreibt: „In der ‚Görresgesellschaft‘ kamen im Jahre 1904 nach der ‚Köln. Volksztg.‘ (Nr. 12 der Literar. Beilage von 1905) auf 1989 Geistliche als Mitglieder 1563 Laien, das heißt, auf etwa 8 Laien 10 Geistliche! Im ‚Beirat‘ der ‚Görresgesellschaft‘ haben, wie Dr. Carstairs, ihr Generalsekretär, in der ‚Köln. Volksztg.‘ (Nr. 228, 1911) feststellte, entsprechend auch die Geistlichen die Mehrheit; und ihre Stipendien und Unterstützungen zahlt sie ‚überwiegend an Geistliche‘, obschon doch gerade deren überragender Einfluß (in Verbindung mit ihrer ‚wissenschaftlichen‘ Priesterseminarvorbildung!) die katholische Inferiorität zu allererst auf dem Gewissen hat. In noch fragwürdigerem Lichte als Mittel zur Hebung katholischer Wissenschaftlichkeit erscheint die ‚Görresgesellschaft‘ allerdings, wenn man die Darstellung der allgemeinen Lage des deutschen Katholizismus liest, die sie in ihrem Jahresbericht für 1910 gibt. Dort finden sich Sätze wie diese: ‚Auch heute noch erleben wir einen Ansturm [gegen die Kirche] in solchem Umfang, in so hohem Maße, mit einer so namenlos fanatischen Wut, wie es noch nie dagewesen ist.‘ Das ist die Methode, wie der Ultramontanismus den ‚Pelz wäscht, ohne ihn naß zu machen‘: man schilt vor allem auf die Gegner der römischen Kirche; Reformen im eigenen Lager wagt man nicht ernstlich anzufassen. Und doch wäre so viel Grund dazu. Sehr bezeichnend ist, daß in dem kirchlichen ‚Wochenkalender‘ eines Aachener Zentrumsblattes (laut DCA. vom 30. 11. 08)

wörtlich zu lesen war (und solche Mitteilungen werden in den kleinen klerikalen Organen hundert- und tausendfach verbreitet): „Synatten: Freitag (6. 11. 08) Fest des heiligen Leonard. Hochamt und Festpredigt sowie Reliquienverehrung zur Abwendung ansteckender Viehseuchen“ und „Samstag (7. 11. 08): In St. Paul Verehrung des Hauptes des heiligen Willibrord, des Patrons gegen Kopf- und Nervenleiden.“ Wenn die wissenschaftliche „Görresgesellschaft“ also den krassen Aberglauben nährt, was ist dann für die geistige Hebung des katholischen Volkes von den nichtwissenschaftlichen Gesellschaften des Papsttums zu erwarten?

Wie das Papsttum immer noch alles im Keime erstickt, was dem Ultramontanismus, der absoluten, blinden Unterwerfung unter das Urteil der Kirche, irgendwie gefährlich werden könnte, zeigt auch die Münstersche Indexbewegung von 1907, die sich die Gründung einer „Gesellschaft für christliche Kultur“ zum Ziel setzte und in den Statuten als Zweck des Vereins angab: „Die praktische Belebung und Durchbringung der Bestrebungen für Literatur, Wissenschaft, Kunst und Caritas mit christlichen Ideen, zumal unter den Gebildeten, die Bekämpfung jeder Abgeschlossenheit, Absonderung und Teilnahmslosigkeit an Fragen der christlichen Weltanschauung und auf der also nach und nach gewonnenen Grundlage die Organisation aller vorgefundenen Kräfte für die Mitarbeit am geordneten Fortschritt der christlichen Kultur.“

Zur Erreichung dieses Zweckes richtete die Gesellschaft, welche aus hervorragenden Katholiken bestand, eine Eingabe an den Papst, in der um eine Änderung der Indexeinrichtungen gebeten wurde. Könne man den Index nicht ganz abschaffen, so solle man doch die Beschuldigten nicht verurteilen, ohne sie anzuhören, die Gründe der Verurteilung nicht geheimhalten usw. Unter den Drohungen Roms und der Heze der ultramontanen Presse brach aber diese Bewegung bald zusammen. Vom Papst und seiner Presse wurde sie sofort fanatisch bekämpft, als „Verschwörung“, „Geheimbund“, „Modernismus“ und „Freimaurerei“ gebrandmarkt und so im Keime erstickt.

Auch auf den deutschen „Katholikentagen“ sind wiederholt Stimmen laut geworden mit Bezug auf die katholische Inferiorität und ihre Ursachen. Das „N. G.“ schreibt: „Aus den mannigfachen Äußerungen, die Bräunlich (*Die deutschen Katholikentage*, Bd. 2, S. 3 ff.) zusammenstellt, seien die folgenden angeführt: Dr. Kummer: „Es war ein Fehler von uns, ein schwerer Fehler, daß wir aus einer gewissen, leicht begreiflichen Scheu vor den Abwegen, auf welche der materielle Fortschritt die Geisteswissenschaften — ohne innere Notwendigkeit — geführt hatte, vielfach nun gleich das Kind mit dem Bade ausschütteten, daß wir, statt uns die Mittel der modernen Technik ganz zu eigen zu machen und flott mit ihnen zu arbeiten, eine Zeitlang (?) zögernd abseits standen, daß wir in der Neuzeit uns von den andern Schritt für Schritt zurückdrängen ließen“ (03, 345). Auf dasselbe läuft es hinaus,

wenn Fabrikbesitzer Bogeno erklärt: „Fächer, welche die Hauptgrundlage unserer mächtig aufblühenden Großindustrie geworden sind: die Chemie, insbesondere die Farbenchemie, die Physik, namentlich die Elektrotechnik, dann auch das Ingenieur- und Hüttenfach bieten befähigten und strebsamen jungen Leuten die vortrefflichsten Aussichten. Leider scheint die Abneigung katholischer Kreise gegen diese Fächer immer noch nicht überwunden zu sein, obgleich dazu heute kaum mehr eine genügende Veranlassung vorliegen dürfte. . . . Unsere wirtschaftliche Stellung würde heute eine günstigere sein, wenn diesem hochwichtigen Gebiete früher die verdiente Beachtung geschenkt worden wäre“ (98, 260).“

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß es Verleumdung, Sophisterei und jesuitische Hege ist, wenn das „Zentrum“ in Deutschland den Katholiken einzureden sucht, daß ihre intellektuelle und materielle Rückständigkeit ihren Grund habe in der Bosheit der Protestanten, die diese Inferiorität der Katholiken böswillig herbeigeführt hätten durch „lange, planmäßige Zurückdrängung des katholischen Volksteiles“, der „lange Jahre durch die Gesetzgebung und Verwaltung systematisch zurückgesetzt und dadurch in seinem materiellen Wohlstand gewaltsam zurückgehalten worden“ sei, womit von selbst auch ein Zurückbleiben im Geistigen gegeben sei. So argumentiert z. B. der Zentrumsabgeordnete Marx. Durch Entstellung der Tatsachen sucht er den Verdacht vom infriminierten Ultramontanismus abzulenken. Derselbe Marx erklärte auf dem Düsseldorfer Katholikentage: vor allem sei die im Jahre 1803 erfolgte Einziehung geistlicher Güter schuld daran, daß der materielle Wohlstand der Katholiken hinter dem der Evangelischen zurückstehe.

Allen diesen aus der Luft gegriffenen Behauptungen gegenüber weist das „N. G.“ mit Recht auch hin auf die vor aller Welt zutage liegende und von niemand ernstlich bestrittene Inferiorität aller stöckkatholischen Völker, die die bösen Protestanten doch nicht hätten zurückhalten und knechten können. Und die zuletzt genannte Behauptung Marx' betreffend schreibt das „Handbuch“: „Nun ist die Klage über die Inferiorität der Katholiken aber älter als die Säkularisation. Schon Montesquieu hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts diese Inferiorität beobachtet, und 1772, also dreißig Jahre vor der Säkularisation, erschien ein Büchlein mit dem Titel: „Christian Friedrich Menschenfreunds Untersuchung der Frage: Warum ist der Wohlstand der protestantischen Länder so gar viel größer als der der katholischen?“ Diese wahrscheinlich vom katholischen Freiherrn von Jästatt verfaßte Schrift führt die größere Armut der katholischen Bevölkerung vor allem auf den ihr zugemuteten großen Aufwand von Geld, Kraft und Zeit für die Unterhaltung der katholischen Geistlichkeit und Kirche zurück. Sie weist hin auf die Aufhäufung von Reichtümern von seiten dieser Kirche, auf die vielen und prunkvollen Gotteshäuser, die zahlreichen, das Volksvermögen an sich ziehenden Klöster, die Zeitversäumnis und Kosten der

Wallfahrten, Prozessionen, Karnevalslustbarkeiten, die mit Hochdruck beförderten kirchlichen Stiftungen und Almosen, die Peterspfennige und andere ins Ausland, zumal nach Rom, gehenden großen Geldsummen, die vielen Zeitversäumnisse infolge überzahlreicher katholischer Gottesdienste und Feiertage, die Zulassung und Begünstigung des in protestantischen Ländern bekämpften Bettelns, die in den Klöstern für das Erwerbsleben brachliegende Arbeitskraft vieler Tausender von Männern und Frauen und preist daneben die gesünderen Regierungsgrundsätze evangelischer Staaten. Das sind aber alles dieselben Klagen, die auch heute noch von einsichtigen Katholiken erhoben werden, während es für das Zentrum die protestantische Böswilligkeit ist und bleibt, welche die Katholiken niederhält.“

Während also der Protestantismus und insonderheit das Luthertum von Anfang an ein Freund und Beförderer aller Künste und Wissenschaften war, ist die römische Kirche ihrem innersten Wesen nach eine Feindin aller wahren Bildung und Kultur. Das „N. G.“ schreibt: „Die katholische Inferiorität ist keine zufällige Erscheinung, sondern im römisch-katholischen System begründet, mit ihm auf immer und unlöslich verbunden. Die geistige Unfreiheit, in welcher die päpstliche Kirche ihre Bekenner in immer steigendem Maße hält; die Anebelung des Intellekts; die drakonische Unterdrückung aller fortschrittlichen Regungen, welche die Kirchenzählung mit der historischen Forschung und dem steigenden Bedürfnis nach Verinnerlichung der Religiosität in Einklang bringen wollen; der ‚Kadavergehorsam‘, der nicht die Folge freier Einsicht, sondern des Verzichts auf eigene Erkenntnis ist; der ‚allzustarke [falsche] Jenseitscharakter katholischer Weltanschauung‘; der kirchlich gepflegte Aberglaube, die Reliquienverehrung, die ganze Veräußerlichung der Religion, die römisch-katholische Pseudowissenschaft, der Antimodernisteneid, die päpstliche Unfehlbarkeit, die Jesuitenmoral, die konfessionelle Abschließung, der Index als literarische Bevormundung des gebildeten Katholiken und vieles andere mehr — das führt notwendig zu kulturellem Rückstand.“ Es ist darum auch ein aussichtsloses Beginnen und, im Grunde genommen, ein heuchlerisches Vorgehen, wenn die Römlinge sich jetzt für Beseitigung der Inferiorität der Katholiken eifrig ins Geschirr werfen, da sie doch ausgesprochenermaßen entschlossen sind, den ultramontanen Katholizismus selbst, die Quelle, aus der die Inferiorität der Römischen notwendig fließt, festzuhalten.

Dem Gesagten fügen wir noch hinzu ein kurzes Wort über die relative bürgerliche Sittlichkeit der Protestanten und Katholiken in Deutschland. Der Ultramontanismus glaubt, hier den Spieß umdrehen zu können, und verfolgt schon seit Jahren die Protestanten mit dem Vorwurf der sittlichen Minderwertigkeit, wie das ja auch in Amerika von den Römlingen geschieht. Insonderheit gegen Deutschland richtet sich die berühmte Behauptung Pius' X. in seiner Vorromäus-Enzyklika: der Protestantismus sei die Quelle jener „Seuche der Laster und Zer-

störung der Bucht, zu der vielleicht auch das Mittelalter nicht gelangt war“. Aber die Kriminalstatistik, die in Deutschland mehr ins einzelne durchgearbeitet ist als in andern Ländern, straft solche Behauptungen Lügen. Sie liefert den Beweis dafür, daß der Katholizismus auch kriminell erheblich ungünstiger steht als der Protestantismus, selbst wenn man auch die völlig religions- und glaublosen Elemente in Deutschland auf sein Konto setzt. Den Beweis hierfür hat Forberger geliefert in seiner „Moralstatistik und Religion für 1908“, nach welcher der Prozentsatz der verurteilten Katholiken bedeutend größer ist als der der Protestanten. Während nämlich die Protestanten in Deutschland in diesem Jahre 62.08% und die Katholiken 36.46% der Bevölkerung bildeten, waren die Protestanten unter den Bestraften mit nur 56.30%, dagegen die Katholiken mit 42.12% vertreten.

Das „A. G.“ schreibt: „Von den 41 Landesteilen und Provinzen Deutschlands stehen die Katholiken also nur in dreien (Ostpreußen, Hohenzollern und Baden) in bezug auf die Zahl der Verurteilten günstiger, als es ihrem Bevölkerungsanteil entspricht, in allen übrigen ungünstiger! Und damit man nicht meine, das Jahr 1908 sei für die Katholiken besonders ungünstig gewesen, zieht Forberger auch das Jahr 1907 heran, und da ergibt sich ein noch günstigeres Resultat für den evangelischen Volksteil: 56.19 v. G. bestrafte Protestanten, während die katholische Kriminalität denselben Prozentsatz (42.12) wie 1908 aufweist! Ferner steht nach der amtlichen Statistik fest, daß die Kriminalität der deutschen Katholiken sich in den letzten Jahrzehnten beträchtlich verschlimmert hat. Sie betrug 1890 39.56% (das heißt, 3.80% mehr als der Bevölkerungsanteil); 1903: 40.90 (+ 4.34); 1905: 41.20 (+ 4.74) und 1908: 42.12 oder 5.60 mehr als der katholische Volksanteil. Diese 5.60%, mit denen die Katholiken über ihren Bevölkerungsanteil hinaus belastet sind, betragen rund 31,000 Sträflinge. Die Katholiken zählen 1908 absolut 230,840 Bestrafte statt 199,950, die Protestanten 308,917 statt 339,859.“ F. B.

Pius X.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Zu einem zweiten Rundschreiben nahm Pius Anlaß im Jahr 1904. Es waren fünfzig Jahre vergangen, seit Pius IX. den „Glaubenssatz der unbefleckten Empfängnis Mariä“ verkündigt hatte (8. Dezember 1854 in der Bulle „Ineffabilis Deus“). An jenem Tage war ja der lange Streit zwischen den Franziskanern und Dominikanern über die Erbsündlosigkeit der Maria beendet worden. Hatte Thomas von Aquin und mit ihm sein Orden dieselbe immer geleugnet, so hatten, nachdem auch die Konzile in Basel und Trient noch keine Dogmatisierung dieser

„magis pia“ Meinung gewagt, die Jesuiten seither den Franziskanern geholfen, den Römischen Stuhl dazu zu vermögen; und bei Pius IX. war es ihnen gelungen. Er hatte Bischöfe in großer Zahl 1854 nach Rom geladen zu einer päpstlichen Ratsversammlung. Es kamen 134, und sie haben mit den Kardinälen und 5 theologischen Konsultoren in vier geheimen Sitzungen getagt. Es seien dabei „Vernunft, Kritik und alle Mittel der Wissenschaft zu Hilfe genommen“ worden. In der entscheidenden Sitzung am 24. November 1854 riefen die versammelten Prälaten: „Heiliger Petrus, lehre uns, stärke deine Brüder!“ Es hatte aber jeder die Belehrung, die Bulle, bereits in der Hand: es ziemte nicht, daß die Mutter des gemeinschaftlichen Sohnes mit dem göttlichen Vater, dieses Gefäß der Auserwählung, an dem sonst allen Menschen gemeinsamen Erbübel litte. Die Verkündigung am 8. Dezember geschah in der Peterskirche, wo Pius IX. nach dem Hochamt und dem Gesang „Veni Creator Spiritus“ „tief bewegt, durch Schluchzen unterbrochen“, die Schlußformel verlas: „Zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit, zur Zierde der jungfräulichen Gottesgebärerin, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachstum der christlichen Religion, aus Vollmacht unsers Herrn Jesu Christi, der seligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen erklären wir und entscheiden: die Lehre, welche festhält, daß die seligste Jungfrau im ersten Augenblicke ihrer Empfängnis vermöge einer besonderen Gnade und Bevorzugung von seiten des allmächtigen Gottes im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers der Menschheit, vor jeglichem Makel der Erbschuld frei bewahrt worden sei, ist von Gott geoffenbart und muß daher von allen Gläubigen fest und standhaft geglaubt werden. Sollten also einige — was Gott verhüte! — sich unterfangen, andersgefinnt zu sein, so mögen sie erkennen und forthin wissen, daß sie durch ihr eigenes Urtheil sich verdammt, am Glauben Schiffbruch gelitten haben und von der Einheit der Kirche abtrünnig geworden sind, außerdem durch ihre That selbst den vom Recht bestimmten Strafen verfallen, wenn sie das, was sie im Herzen sinnen, mündlich oder schriftlich oder auf was immer für eine äußerliche Weise an den Tag zu legen wagen.“

Die Papstpresse aller Länder hatte das neue Dogma wie ein Geschenk vom Himmel mit hochfahrendem Schwulst begrüßt. Der bekannte Heinrich Denzinger, gestorben 1862 als Professor in Würzburg, hatte trompetet: „Was unsere Altvordern so sehnlich verlangten, das wurde uns zu erleben gestattet. Petrus hat durch seinen Nachfolger gesprochen. Es jubelt die ganze christliche Welt ob der Ehre ihrer Königin und Mutter. Bis zu den Wäldern Amerikas dringt durch die Wildnis, bis in die Kerker des fernsten Asiens durch die Folterbänke und eisernen Tore hindurch die heilige Freude und verklärt das Angesicht des Wilden wie des Europäers, des Mongolen wie des Schwarzen; und nur die Häresie knirscht vor verbissener Wut, den Triumph der Jungfrau nicht hindern zu können. Selbst der Himmel jauchzt auf,

und der Jubel schallt von Wolke zu Wolke, von Stern zu Stern, und die Engel und die Heiligen singen ihrer Königin ein neues Lied.“¹⁾

Pius X. mag das alles für bare Münze genommen haben, wenigstens stellte er sich so an in dem Mundschreiben „*Ad diem illum laetissimum*“, womit eben der 8. Dezember 1854 gemeint ist. Seit Menschengedenken, sagt er, sei keine allgemeinere und einhelligere Bezeugung der Liebe gegen die hehre Gottesmutter und gegen den Stathalter Christi auf Erden erlebt worden. Auf dem ganzen Erdkreis feierliche Kundgebungen der Freude und des Dankes der Gläubigen über diese Dogmatifizierung. Und er, bewogen durch eine gewisse innere Stimme (*arcano quodam instinctu*) zu diesem Mundschreiben, hofft, dadurch die Liebe zu Maria zu vermehren. Sie verdient sie auch. Denn „wer vermag die geheimen Gnadenschätze zu ermessen und aufzuzählen, die [seit 1854] Gott durch die Dazwischenkunft der Jungfrau (*conciliatrice Virgine*) diese ganze Zeit her der Kirche zugewendet hat“? Daß 1870 die Unfehlbarkeit des Papstes hat verkündet werden können und das erfolgreiche Pontifikat Leos XIII., beides hat man Maria zu danken. Und hat sie nicht begonnen, sich in dem Städtchen Lourdes in Wundern zu offenbaren, die auf ihre Fürbitte dort noch täglich geschehen und geeignet sind, den Unglauben der Jetztzeit zu widerlegen? „Sollen wir nun nicht hoffen können, daß unsere Rettung näher ist, als wir glaubten?“ *Omnia instaurare in Christo*, das sei ja sein Vorjab; kein leichteres und sichereres Mittel zur Erreichung dieses Ziels als die Verehrung Marias. Durch sie, die Mitbewirkerin der göttlichen Geheimnisse, kommen wir zur vollkommenen Kindschaft. Nächst Christo muß auf ihr durch alle Jahrhunderte hindurch der Glaube sich erbauen. Gott wollte uns den Gottmenschen durch Maria geben; eben darum, wenn von unserer künftigen Erlösung im Alten Testament die Rede ist, ist neben Christo auch seine heilige Mutter Gegenstand des Weissagungswortes. „Schon Adam erblickte sie in der Ferne als die Zertreterin des Kopfes der Schlange und trocknete bei ihrem Anblick die Tränen über den Fluch, der ihn getroffen“ (*Mariam utique, serpentis caput conterentem, prospiciebat Adam, obortasque maledicto lacrymas tenuit*). An sie dachte Noah in der rettenden Arche, an sie Abraham, als ihm Einhalt getan wurde, den Sohn zu opfern. Jakob erschaute sie als die Leiter, auf welcher die Engel auf und ab stiegen. Der Dornbusch, den Moses, die aus dem Meer aufsteigende Wolke, welche Elias sah, war Maria. Sie war am allertiefsten in das Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes eingeweiht. „Niemand hat wie sie Christus erkannt. Sie ist darum auch wie niemand sonst die rechte Wegweiserin und Führerin zu Christus“ (*Nemo itaque penitus ut illa Christum novit; nemo illa aptior dux et magister ad Christum noscendum*).

1) H. Denzinger, Die Lehre von der unbesleckten Empfängnis der seligsten Jungfrau. Würzburg. 2. A. 1855.

Ist sie nicht die Mutter Christi? Dann ist sie aber auch unsere Mutter. Wir, die vielen, sind ein Leib in Christo. „So kann man mit Recht sagen: Maria trug, als sie in ihrem Schoß den Erlöser umschloß, in demselben auch alle die, deren Leben in dem Leben des Erlösers eingeschlossen war. Sie hat dem Gottmenschen einen Teil ihres Fleisches dargeboten, um aus demselben ein Opfer zu bereiten für das Heil der Menschen. Zwischen Sohn und Mutter besteht eine nimmer unterbrochene Gemeinschaft des Lebens und der Leiden. Hängt er am Kreuz, so steht sie daneben, „nicht wie betäubt und schmerzverloren in dem Anblick des gräßlichen Schauspiels, sondern dem Geiste nach freudig bewegt (*plane gaudens*), daß ihr Eingeborner für das Heil des Menschengeschlechtes zum Opfer dargebracht wurde. Ja, sie litt selbst mit solch lebhafter Theilnahme, daß sie, wenn dies tunlich gewesen wäre, alle Marter ihres Sohnes von Herzen gern für uns gelitten hätte. Durch diese Theilnahme an den Leiden und der Liebe Christi *verdiente* Maria, daß auch sie mit Recht die Wiederherstellerin der verlorenen Menschenwelt wurde und deshalb auch zur Auspenderin aller Gnadenschätze, die Christus durch seinen Tod und sein Blut erkaufte, eingesetzt ward“ (*Promeruit illa, ut reparatrix perditis orbis dignissime fieret; atque ideo universorum munerum dispensatrix, quae nobis Jesus nece et sanguine comparavit*).

Erworben hat Christus die Gnadenschätze; nie und nimmer schreiben wir der Gottesmutter die Kraft der Gnadenbewirkung zu; aber sie wirkt vornehmlich mit bei der Gnadenvertheilung und ist bei ihrem eingebornen Sohn nun die mächtige Mittlerin und Verschönerin der ganzen Welt (*ut sit totius terrarum orbis potentissima apud unigenitum Filium suum mediatrix et conciliatrix*). Daher nennt sie der heilige Bernhard den Kanal (*aquaeductus*) oder den Hals, der das Haupt Christus mit dem Leib verbindet und ihm die Kraft zufließen läßt. Gleichsam nach Mutterrecht verwaltet sie seine Verdienste. Wie verblindet sind daher die Armen und Unglücklichen (die Protestanten), welche meinen, um Christo die Ehre zu geben, Maria übersehen zu müssen, und wissen nicht, daß das Kind nicht zu finden ist als bei Maria, seiner Mutter (*Miseri atque infelices, praetextunt se Mariam negligere, honorem ut Christo habeant, ignorant tamen non inveniri puerum nisi cum Maria, matre ejus*). Natürlich, wenn man sie ehrt, muß es von Herzen geschehen, sonst könnte die Jungfrau gegen uns in die verurteilenden Worte Christi einstimmen (*Matth. 15, 8*): Dies Volk ehrt mich nur mit den Lippen; ihr Herz aber ist ferne von mir. Was will aber Maria von uns? „Was die Jungfrau in ihrer Weisheit bei der Hochzeit zu Kana zu den Dienern sagte: ‚Was er euch sagt, das thut‘, das spricht sie auch zu uns. Das Wort Christi aber lautet: ‚Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.‘“ Die Andacht zu Maria muß abhalten von Sünden, sonst ist sie ohne eigentliche rechte Frucht. Erwartet wirklich jemand einen Beweis

dafür, so läßt er sich leicht ableiten aus der Lehre von der Erbsündlosigkeit Marias. „Sehen wir zunächst ab von der katholischen Überlieferung, die mit der Heiligen Schrift für uns die Quelle der Wahrheit ist! Fragen wir nur, wie doch diese Überzeugung von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria zu jeder Zeit so in der christlichen Anschauung liegen konnte, daß sie den Gläubigen wie eingegossen und angeboren zu sein scheint. Dionysius der Starkäuser gibt uns die Erklärung mit den Worten: 'Abstoßen und Entsetzen hält uns ab zu sagen, daß diejenige, die den Stosß der Schlange zertreten sollte, zu irgendeiner Zeit von der Schlange zertreten wurde, und daß die, welche Mutter des Herrn sein sollte, jemals die Tochter des Teufels war' (*Ut catholicam traditionem praetermittamus, quae aequae ac Scripturae sacrae fons veritatis est; unde persuasio illa de immaculata Mariae virginis conceptione visa est quovis tempore adeo cum christiano sensu congruere, ut fidelium animis insita atque innata haberi possit? Horremus, sic rei causam egregie explicavit Dionysius Carthusianus, horremus enim mulierem, quae caput serpentis erat contritura, quandoque ab eo contritam, atque diaboli filiam fuisse matrem Domini fateri*).“ Wer also ein Diener der Maria sein will, muß auch der Sünde feind sein. Wer selig werden will, muß das Vorbild der Heiligkeit Christi nachahmen. Aber unsere Schwäche ist gewöhnlich so groß, daß uns Christi Vorbild zu erhaben ist. „Deshalb hat die göttliche Vorsehung uns ein anderes Vorbild vorgegeben, das einerseits, soweit es die menschliche Natur vermag, Christo ganz nahe steht, andererseits aber doch zu unserer Schwäche sich herabneigt. Dies Vorbild ist Maria.“ Ihr Leben ist die Schule aller. Daher Ambrosius mit Recht folgerte, daß sie unser Vorbild sein müsse. In der Lehre von der Erbsündlosigkeit der Maria steckt implicite die von der Erbsündlichkeit der andern Menschen. Diese wird oft geleugnet, und das ist Ursache vieler Ketzereien. Der Nationalismus, der Materialismus, der Anarchismus sind begründet in der Leugnung unserer Erbsündlichkeit. So bestätigt also dies Dogma auch andere Glaubensartikel, und die hehre Jungfrau vernichtet so (indirect) alle Ketzereien in der Welt. Ja, sie ist das Weib, das der Apostel Johannes (Offenb. 12, 1) gesehen hat, ein Weib, bekleidet mit der Sonne, der Mond zu ihren Füßen, auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Niemand anders als Maria. Dies Weib, die heilige Gottesmutter, obwohl sie bereits beseligt im Himmel war, sieht Johannes gesegneten Leibes; sie schrie in Wehen und war in Pein, zu gebären. Was ist doch das für eine Geburt? „Unsere Geburt ist es, die wir zur vollkommenen Liebe und zur ewigen Glückseligkeit noch geboren werden müssen.“ „So kann es denn jeden Tag von ihr heißen: Heute ist der Schlange von ihr der Kopf zertreten worden.“

Und nun wird von Pius X. „ein außerordentlicher Ablass in Form eines Jubiläums dem ganzen katholischen Erdkreis“ gewährt, den zu

gewinnen man gewisse Kirchen besuchen und bestimmte Andachten verrichten muß. —

Es ist eine Sündflut von Übeln in der Welt. „In dieser erscheint vor unserm Blick der Regenbogen, die mildherzige Jungfrau, und stellt sich als Friedensstifterin zwischen Gott und die Menschen. Der Anblick Marias versöhnt Gott, und er wird uns gnädig sein. . . . Wenn wir auf Maria vertrauen, wie wir sollen, besonders jetzt, da wir ihre unbefleckte Empfängnis eifriger verehren, werden wir es auch inne werden und erfahren, daß sie die mächtige Jungfrau ist, welche den Kopf der Schlange mit ihrem jungfräulichen Fuße zertreten hat“ (In hoc malorum diluvio Virgo clementissima versatur ante oculos, faciendae pacis Deum inter et homines quasi arbitra. . . . Mariae adspectu placabitur Deus et parcat. . . . Profecte si Mariae ut par est confidimus, praesertim modo quum immaculatum ejus conceptum alacriore studio celebrabimus, nunc quoque illam sentiemus esse Virginem potentissimam, quae serpentis caput virgineo pede contrivit).

Nachdem Pius X. hier zum drittenmal in diesem Rundschreiben die Fälschung der Vulgata verwendet hat, welche anstatt dem Weibesamen vielmehr dem Weibe das Werk zuschreibt, der Schlange den Kopf zu zertreten, gibt er „zum Unterpfand dieser Himmelsgaben“ zum Schluß den apostolischen Segen.

Schon vierzig Tage hernach, am 12. März 1904, erließ der schreibselige Pontifex ein neues Rundschreiben („*Lucunda sane*“) zum 1300jährigen Jubiläum des Todes Gregors des Großen. Es ist von geringem Belang; wir geben seinen Inhalt nicht wieder. K.

(Fortsetzung folgt.)

Matth. 10, 10 und Mark. 6, 8 differieren nicht!

(Schluß.)

Daß hinter *ἀλλά*, B. 9, ein Infinitiv zu lesen ist, fordert, wie die Ausleger nicht haben verkennen können, der Kasus des Partizips *ὑποδεδεμένους*, der so in allen Kodizes steht. Indem manche Exegeten aber dennoch *ἐνδύσασθε* als richtige Lesart annahmen, haben sie die Rede sehr künstlich machen müssen, wie z. B. Meyers Bemerkung zu B. 9 zeigt: „Die Struktur ist anacoluthisch, als ob vorher *παρήγγειλεν αὐτοῖς πορεύεσθαι* struiert wäre. Dann wechselt die Rede wieder, indem sie aus der Obliqua in die Direkta (*ἐνδύσασθε*) übergeht.“ So auch Winer, Grammatik, § 63, II, 1; Bengel, Nösgen. Es ist aber kaum glaublich, daß Markus in dieser einfachen Erzählung dreimal die Struktur ändern sollte; denn demnach hinge von *παρήγγειλεν* ab 1. ein *ἵνα*-Satz, 2. ein Infinitivsatz (*ὑποδεδεμένους* mit Ergänzung eines *πορεύεσθαι* oder eines *εἶναι*; so Bengel) und 3. direkte Rede: *ἐνδύσασθε*.

Der Affektiv *ἐποδεμένους* fordert hinter *ἀλλὰ* allerdings einen Infinitiv, aber zu dem Partizip selbst ist nichts zu ergänzen, sondern es ist als einfaches Partizip zu belassen; der erwartete Infinitiv ist vielmehr *ἐνδύσασθαι*, der in nichts anderes verändert werden darf. Und nun findet man auch die richtige Bedeutung für *καί*, das mit *ἀλλὰ* zusammen = sondern auch ist. V. 9 lautet daher: sondern, mit Sandalen versehen, auch nicht anzuziehen zwei Unterkleider. So und nicht anders kann dieser Vers struiert werden. Und das Verständnis desselben ist dieses: Der Gedanke, nicht zwei Unterkleider anzuziehen, ist durch die Struktur „sondern auch nicht“ noch mehr urgirt als bei Matthäus und Lukas, und überhaupt ist dieses Moment bei Markus viel klarer angegeben. Die Jünger hätten meinen können, doppelte Unterkleider oder, wie wir sagen, Leibwäsche mitzunehmen, sei doch selbstverständlich. Die Gesundheit fordere unbedingt, die Leibwäsche zu wechseln. Und wenn sie auf der Reise ein Unterkleid über das andere anzögen, würden sie sonst für ihren Beruf unbehindert sein. Aber sogar diese sollten sie nicht doppelt, selbst nicht doppelt angezogen, auf die Reise mitnehmen. Und weil es fast wider alle Erwartung ist, hat es Markus durch ein mit *καί* verstärktes *ἀλλὰ* besonders hervorgehoben. Und der Gegensatz, der dadurch hervorgerufen ist, liegt eben darin, daß sie nicht nur jene zuvor angegebenen Sachen beim Ausbruch nicht an sich nehmen sollten, sondern auch schon vorher, vor dem Sandalenanbinden, nicht zwei Unterkleider anzögen. Daß aber Sandalen vor dem Ausbruch unterzubinden waren, dies zu erwähnen, hatte gerade hier seinen Platz, und darum steht es zwischen *ἀλλὰ* und *καί*, wodurch das Nichtanziehen doppelter Unterkleider nur noch emphatischer erscheint, nicht als ob der Herr hier seinen Jüngern die später aufgekommene monchische Unsauberkeit vorschreiben wollte — Gottes Wort ist durchaus nicht wider die vernünftigen hygienischen Regeln, schärft sie vielmehr ein, wenn es z. B. sagt: „Wartet des Leibes!“ —, sondern auch hinsichtlich des Wechsels der Leibwäsche sollten die Jünger unbekümmert und doch, wie sich noch zeigen wird, getrost ausziehen.

Nun wird in unserm Text das Korrelat zu *ἀλλὰ* — *καί μή* zu suchen sein, ein „nicht allein nicht“. Wir sehen vorher deutlich *μόνον* und eine Negation: *μή*; denn weil Markus die Formel *εἰ μή* — *μόνον* = „außer allein“ nie gebraucht, sind die Worte von vorneherein auch hier nicht mit absoluter Sicherheit so zu fassen. Auch können die drei letzten *μή* in V. 8 nicht als Korrelat zu *ἀλλὰ* — *καί* dienen, da ein solches Korrelat nicht bloß zu *ἀλλὰ* — *καί*, sondern zu *ἀλλὰ* — *καί μή* zu suchen ist, also eine doppelte Negation vorangehen muß. Die *μή* V. 8 sind aber zu einem zu ergänzenden *αἶρειν* zu struieren; somit würde ein „nicht“, nämlich das zu *μόνον*, im Texte fehlen, was im Griechischen nicht so leicht passiert, da es im Vergleich mit unserm Deutschen lieber ein „nicht“ zu viel als zu wenig setzt. Welches Wort könnte nun im 8. Verse den eben empfundenen scheinbaren Mangel einer

Negation ausgleichen? Wir haben die Partikel *ei* von *μή* getrennt. Ob in diesem *ei* ein „nicht“ stecken könnte? Und damit kommen wir zu dem dritten der zu beleuchtenden Punkte in Mark. 6, 8, was nämlich die Partikel *ei* hier bedeutet.

Wir wissen, daß im neutestamentlichen Griechischen, und zwar auch bei Markus, Hebräismen vorkommen. Die Partikel *ei* entspricht bekanntlich dem hebräischen **אֵין**. Dieses **אֵין** muß bei Schwüren, wenn der Nachsatz verschwiegen ist, die bis jetzt noch nicht genügend erklärte Bedeutung „wahrlich nicht“ haben; vgl. 2 Sam. 11, 11; 2 Kön. 5, 16 et al. Und gerade bei Markus finden wir eine ähnliche Verwendung des entsprechenden *ei*; vgl. 8, 12. Nach 8, 11 versuchten wieder einmal Pharisäer den Herrn und begehrten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Nach Markus sagt aber Christus in seiner Antwort auf griechisch: *Ἀμὴν λέγω ὑμῖν, εἰ δοθήσεται τῇ γενεᾷ ταύτῃ σημεῖον*. Nach Matth. 16, 4 muß die Antwort Jesu diese sein: Es wird diesem Geschlecht ein Zeichen nicht gegeben werden (Matth.: *οὐ δοθήσεται*). Hierzu merkt Meyer zu Mark. 8, 12 richtig an: „Ganz hebräischer Ausdruck der Beteuerung (niemals wird usw.) nach bekannter Apokopese des Nachsatzes.“ Man vgl. auch Hebr. 3, 11; 4, 3 mit Ps. 95, 11 und Winers Grammatik, § 55, letzte Anmerkung.

Nun ist freilich wahr: Mark. 8, 12 findet sich nach der Analogie des Hebräischen eine betauernde Eingangsformel (wahrlich, ich sage euch) zu dem *ei*-Satz ohne Nachsatz. Dergleichen steht aber nicht an unserer Stelle, 6, 8, und von einem verschwiegenen Nachsatze ist auch nichts zu sehen. Doch auch im Hebräischen steht **אֵין** als Beteuerungs- partikel ebenfalls ohne betauernde Eingangsformel, und ohne daß eine Apokopese eines Nachsatzes statthätte. So kann z. B. Richt. 5, 8: **מִן אֵין-יָרָאָה וְרִמָּה בְּאַרְבָּעִים אֶלֶף בִּישְׂרָאֵל** nicht gut anders übersetzt werden als: Wahrlich, nicht wurde Schild und Lanze erschaut unter 40,000 in Israel. Die LXX übersetzen hier mit *ἐάν*, Jes. 22, 14 mit *ei*. Vgl. Gesenius' Grammatik, § 149, Anm. c, und im Wörterbuch merkt er zu diesen Stellen an, daß da **אֵין** als Beteuerungs- partikel zu einem bloßen „nicht“ herabgedrückt sei. Markus kennt diesen besonderen Gebrauch des **אֵין** oder *ei*, wie 8, 12 beweist. Was sollte uns nun hindern, einen solchen hebräisierenden Gebrauch des *ei* auch an unserer Stelle, 6, 8, wo die ganze übrige Satzkonstruktion in dieser Partikel eine Negation suchen heißt, anzunehmen, obwohl, wie auch im Hebräischen, gar keine eigentliche Beteuerungsformel gebraucht ist? Es könnte höchstens eingewendet werden, daß **אֵין** in solchen Fällen gleich einem bloßen „wahrlich“ ist; vgl. 1 Mos. 24, 37 f.; Jes. 14, 24 et al. Aber die Konstruktion des ganzen Satzes fordert eben, wie gezeigt, daß *ei* und *μή* an unserer Stelle nicht zu verbinden, sondern nur *ei* als Beteuerungs- partikel anzusehen ist, die hier zu einem bloßen „nicht“ „herabgedrückt“ ist.

Indes, kann denn an unserer Stelle überhaupt von einer Betuenerung die Rede sein? Nun, unsere Aussage hängt von dem Verbum *παράγγελλειν* ab. Das anweisen, eine Weisung geben bedeutet, und zwar als von einem Hochstehenden ausgehend, einem Magistrat, einem Imperator, so daß Papias 1 Tim. 6, 13 sich so vernehmen läßt: „Ich gebiete (*παράγγελλω*) dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht, und vor Jesu Christo, der unter Pontio Pilato bezeugt hat ein gut Bekenntnis.“ Eine solche Weisung kann je nach den Umständen einer Betuenerung sehr nahe kommen. Und die Umstände sind hier derart. Der Herr der Kirche sendet ja hier seine Jünger als Missionare aus und schärft ihnen dabei ein, daß sie sich durch keinerlei persönliche Effekte an ihrer Evangelisationsarbeit hindern lassen sollten. An dem ungehinderten Lauf des Wortes liegt dem Erzbischof der Christenheit alles. Daher sind seine Worte von ihm offenbar mit großem Ernste gesprochen worden. Die ganze Szene ist eine feierliche, wie es eine Abordnung von Missionaren selbst noch heutzutage ist. Markus wollte nun die Solennität des Momentes und den Ernst der Worte des Herrn auch in der schriftlichen Erzählung wenigstens andeuten. Wie hätte er es besser tun können, als daß er das *παράγγελλειν* als eine Betuenerung markierte? Nach dem Hebräischen war ihm in solchen Fällen *נא* dafür geläufig. Vielleicht hatte der Herr selber Hebräisch bei dieser Gelegenheit geredet und dieses Wort gebraucht. Dann hätte Markus des Herrn Rede durch *εἰ* „diplomatisch genau“ wiedergegeben. Auch ist zu beachten, daß, wie Papias den Presbyter Johannes erzählen läßt, Markus sein Evangelium als Hermeneut des Petrus verfaßt habe, das ist, was Petrus mündlich vorgetragen hatte, habe Markus schriftlich konzipiert. Also hat wohl Petrus aus des Herrn Munde diesen Hebraismus überliefert.

Als Betuenerung können unsere Verse aber auch deshalb gut genommen werden, weil der Herr hier so rein nichts von Reiseausrüstung erlaßt. Die Jünger sollten sich für ihre Predigtarbeit aller Sorge um ihres Leibes Nahrung und Notdurst ganz und gar entschlagen. Sagt aber ihr Herr und Meister ihnen das in betuenernder Weise, so schließt es in seinem Munde die Verheißung der irdischen Versorgung in sich, wie denn Christus diesen seinen Befehl nach Matthäus also begründete: „Denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert“, wo in „Speise“ wie in „Brot“ der vierten Bitte alles eingeschlossen ist, was zur Leibesnahrung und -notdurst gehört. Markus aber, der sich der Kürze befleißigte, wo es nur immer möglich war, konnte diese Begründung weglassen, nachdem er dieser Instruktion den Charakter einer Betuenerung gegeben hatte. So spricht denn auch dieses für den hebraisierenden Gebrauch des *εἰ* in unserm Verse.

Freilich gegen rein griechisches Sprachgefühl ist dieser Hebraismus allerdings, aber das kann nicht als Grund gegen diese Fassung des *εἰ* vorgebracht werden, da Hebraismen immer die reine Gräzität wider sich haben. Auch Paulus braucht Gal. 2, 16 *ἐὰν μὴ*

hebraisierend wie $\text{סֶה} \text{דֵּם}$ = sondern. Da nun Mark. 6, 8 in $\epsilon\iota \mu\eta$ — $\mu\acute{o}\rho\omicron\nu$ das Korrelat zu $\alpha\lambda\lambda\acute{\alpha}$ — $\kappa\alpha\iota \mu\eta$, V. 9, stehen muß, und der Verfasser den hebraisierenden Gebrauch des $\epsilon\iota$ als Beteuerungspartikel = „nicht“ kennt (vgl. S. 12), auch die Umstände hier zu einer Beteuerung passen, so kann es wohl nicht gut anders geschehen, als daß wir hier $\epsilon\iota$ = „nicht“ fassen. Und damit haben wir das vollständige Korrelat „nicht allein nicht“ zu „sondern auch nicht“ V. 9 gewonnen.

Endlich ist noch darauf hinzuweisen, daß die Beteuerungspartikel mit Grund gerade zu dem Objekt Stab gesetzt ist. Man könnte denken, ein Stab sei für einen Reisenden weniger eine Last als vielmehr eine Stütze. Und doch konnte der Besitz (cf. *ἔχων*, Luk. 9, 3) eines Stabes bei der Evangelisationsarbeit ein Hindernis sein. Er hinderte an dem freien Vortrag oder, wenn weggelegt, an sofortiger Bewegung zu Krankenheilungen oder Teufelsausreibungen u. dgl., wozu Jesus seinen Jüngern bei dieser Ausendung auch schon Macht gegeben hatte; denn es wäre nur ein Hindernis gewesen, wenn sie während oder gleich nach der Predigt zu einer Wunderheilung durch Elsalbung (vgl. V. 13) aufgefordert worden wären, oder eine Gelegenheit dazu sich selbst geboten hätte, und sie sich auch um ihren weggelegten Stab hätten kümmern müssen, damit er ihnen nicht verloren ginge. Nein, auch dieses Gemühs des Laufes des Wortes wollte der Herr aus dem Wege geräumt wissen, darum untersagt er seinen Zwölfen den Gebrauch selbst eines Stabes auf dieser Predigttour. Und Markus setzt gerade hierzu die Beteuerungspartikel, weil das das Äußerste war, was ihnen ihr Meister als Reiseausrüstung entziehen mußte, obgleich selbstverständlich der ganze Doppelsatz durch das vorangestellte $\epsilon\iota$ die Bedeutung einer Beteuerung gewonnen hat.

So ist denn der hebraisierende Gebrauch des $\epsilon\iota$ an dieser Stelle nach allen Seiten hin gerechtfertigt. Denn auch der Einwand kann nicht mit Recht erhoben werden, daß dann Markus dieses $\epsilon\iota$ nur einmal so merkwürdig verwertet habe, da auf 8, 12 schon verwiesen, und $\epsilon\iota$ auch 15, 44 a ganz eigenartig, vielleicht ähnlich, gebraucht ist, indem dort Pilati Worte etwa so wiederzugeben sind: Wahrlich, er ist doch nicht schon tot, $\epsilon\iota \eta\delta\eta \tau\acute{\epsilon}\theta\eta\kappa\epsilon\nu$, so daß $\epsilon\iota$ hier darauf deutet, daß der Heide Pilatus diese seine Worte echt heidnisch mit einem Schwur eingeleitet habe. Und selbst wenn $\epsilon\iota$ nur in unserm Verse so besonders zu nehmen wäre, würde der Einwand der Singularität nichts verschlagen, da z. B. auch bei Matthäus $\delta\lambda\omega\varsigma$ nur einmal in ganz besonderem Sinne steht, nämlich 5, 34: $\text{Ἐγὼ δὲ λέγω ὑμῖν μὴ ὀμῶσαι ὅλως μήτε κτλ.}$, wo dieses $\delta\lambda\omega\varsigma$, wie 1 Kor. 15, 29, trajiziert ist, und zwar hinter $\mu\eta \delta\omicron\mu\omicron\sigma\alpha\iota$, um eben nicht mit diesen Worten struiert zu werden im Sinne von „gänzlich“, da es hier wie 1 Kor. 5, 1; 6, 7; 15, 29 = „überhaupt“ ist, und zwar im Sinne von „abgesehen von allem andern“: „Ich aber sage euch: überhaupt, ihr sollt nicht schwören weder“ usw., das ist, abgesehen von allem andern das Schwören Betreffenden, gebiete ich euch, daß ihr

nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel noch bei der Erde usw., so daß also die hinter *μη ὀµοῦσαι* folgenden *μήτε* wie 1 Tim. 1, 7 (vgl. Matth. 12, 32) einzelne Teile oder Beispiele des hier vom Herrn verbotenen Schwörens aufzählen. Somit hat der Herr hier nicht das Schwören schlechthin untersagt, sondern nur das Schwören bei Kreaturen verboten, und demnach ist hinter *μη ὀµοῦσαι θεῶς* kein Komma zu setzen, sondern uno tenore fortzulesen. — Schließlich kann zum überfluß auch noch der Grund angegeben werden, warum der Evangelist nicht eine rein griechische Negationspartikel verwendet hat statt des *εἰ*, weil nämlich *οὐ* nicht stehen konnte, da es das folgende *μη* aufgehoben hätte, zwei *μη* aber hintereinanderzusetzen (*μη μη ἑαβδον μόνον*) gänzlich un griechisch wäre. Es hätte daher eine ganz andere Konstruktion erfordert, wenn sich Markus nicht durch den sonderbaren Gebrauch des *εἰ* hätte helfen können, wodurch er zu gleicher Zeit der Instruktion Christi den Eindruck verwehrte, als wäre sie Forderung einer harten Askese, wozu sie später allerdings in verkehrter Weise ausgedeutet worden ist.

Nach Klarstellung der richtigen Konstruktion und Gewinnung der richtigen Bedeutung hier für *εἰ* lautet also Mark. 6, 8, 9, wörtlich übersetzt: Und wies sie an, daß sie nichts nähmen für die Wegfahrt, nicht allein (*εἰ — μόνον*) nicht (*μη*, sc. *αἰετω*, zu nehmen) einen Stab, nicht Brot, nicht eine Tasche, nicht Geld in den Gürtel, sondern, versehen mit Sandalen, auch nicht anzuziehen zwei Unterkleider. Der Herr will infolge des Hebraismus hier seinen Aposteln etwa dieses sagen: Es ist gar nicht nötig, daß ihr euch für eure Predigtreise trefflich ausrüstet; ihr geht ja nicht auf eine Erholungsreise, sondern ihr geht aus, zu arbeiten. Ein Arbeiter aber ist seiner Speise usw. wert. Das wissen übrigens auch die Leute, wenigstens die, von denen ihr aufgenommen werdet. Eines Stabes bedürft ihr nicht; denn ihr sollt nicht so sehr auf das Reisen als vielmehr auf eure Predigt- und Wunderthätigkeit bedacht sein. Solltet ihr aber durch das Reisen und die Predigtarbeit und Krankenheilungen allzu angestrengt und müde werden, so werdet ihr finden, daß die Leute euch nicht bloß einen Stab geben, sondern euch reiten oder in einem Wagen fahren lassen. Braucht ihr Brot, Speise — „esset und trinket, was sie haben“. Sogar Unterkleider werden sie euch zum Wechseln geben, wenn es nötig wird. Ja traun, solches alles wird euch bei der Arbeit im Reiche Gottes zufallen. Weit entfernt also, daß Markus dem Matthäus (und Lukas) im Bericht von dieser Rede des Herrn widerspricht, hilft er vielmehr durch die Wahl seiner Worte und die Konstruktion derselben, daß wir diesen Teil des Auftrags Christi an die Jünger um so besser verstehen können, ihn nämlich als Beteuerung erkennen, die Verheißungen in sich schließt.

Wie dankbar können wir doch dem Markus für den hebraisierenden Gebrauch der Partikel *εἰ* an dieser Stelle sein! Denn die Instruktionen Christi bei der Aussendung der Zwölf hatten nicht nur für die damalige Reise Geltung, zumal sie der Herr bei der Aussendung der Siebenzig

wenigstens teilweise wiederholt hat (vgl. Luf. 10), sondern die Diener am Wort lassen sich dieselben, natürlich dem Sinne nach, noch heute gesagt sein, weshalb diese Verse auch in die Bibel geschrieben sind. Dahin legt sie denn auch D. Stöckhardt, „Die Biblische Geschichte des Neuen Testaments“, S. 116 f., aus, wenn er da also schreibt: „Es sind dies sprichwörtliche Reden. Der Sinn ist klar. Die am Evangelium dienen, sollen sich nicht mit viel irdischem Ballast beschweren, sich nicht in irdische Gängel verstricken lassen, damit ihre Wirksamkeit nicht gehindert werde. . . . Was sie für ihres Leibes und Lebens Nahrung und Notdurft gebrauchen, werden ihnen die darreichen, welchen sie das Wort bringen. Denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Das ist praktische Exegese. Aber derart ist die Heilige Schrift: wo die bibelfeindlichen Gelehrten und Ungelehrten Widersprüche sehen, auch da ist sie, wofern man nur ihre Sprache versteht, ein „Stecken und Stab, der tröstet“.

W. G.

Vermischtes.

Sintflutbericht aus Nippur. In einer Sitzung der Londoner Society of Biblical Archaeology am 10. Juni berichtete Prof. Sayce aus Oxford über einen interessanten keilschriftlichen Fund. Unter den keilschriftlichen Tafeln, welche die amerikanische Expedition in Nippur ausgegraben hat, befinden sich einige, die aus einem Gebäude stammen, welches schon in vorabrahamitischer Zeit zerstört wurde; dieselben datieren also sicher aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend. Unter diesen wurde nun kürzlich eine Tafel mit einem sumerischen Sintflutbericht gefunden, der dem biblischen Berichte sehr nahe verwandt ist, weit mehr als alle bisher bekannten babylonischen Berichte. Der Name des Helden ist hier mit sumerischen Ideogrammen geschrieben, die semitisch als „na-hu“ oder „nu-hu“ erklärt werden, also genau dem biblischen Noah entsprechend. Während der Sintflutbericht im Gilgameschepos die Flut sieben Tage dauern läßt, bestimmt der neue Bericht die Dauer der Flut genau so lange wie die Genesis. Der neue keilschriftliche Bericht stimmt ferner auch in vielen sprachlichen Einzelheiten mit dem biblischen Bericht überein. Auf derselben Tafel befinden sich ferner nach Prof. Sayce auch Andeutungen über einen Sündenfall infolge des Essens einer verbotenen Speise, wobei wahrscheinlich auch eine Schlange erwähnt wird. Dieser Bericht scheint auf Nordbabylonien, speziell die Stadt Opis, als seine Heimat hinzuweisen. — Sollte sich die Übersetzung als richtig erweisen, so wird man diesen von Dr. Langdon gemachten Fund wohl als den wichtigsten auf dem Boden des alten Babylonien bezeichnen müssen.

Die Millenniumsfeste der Russelliten oder, wie sie sich selbst mit Vorliebe nennt, „Die Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher“

macht neuerdings auch in Sachsen wieder lebhaftere Propaganda für ihre Lehre. Von Barmen aus sind an eine große Menge Adressen unsers Landes Flugblätter und Flugchriften gesandt worden, die heftige Angriffe auf die übrigen christlichen Kirchen enthalten und mit allerlei Lockmitteln der Sekte Anhänger zuführen sollen. Der Stifter der Sekte ist der Amerikaner Charles T. Russell, der im Jahre 1912 auf einer Vortragsreise auch nach Dresden kam und dort sprach, allerdings ohne irgendwie tieferen Eindruck zu machen. Er gibt vor, der Menschheit den „vollständigen Plan Gottes mit der Welt“ enthüllen zu können, und setzt auf das Jahr 1914, und zwar auf den Oktober, den Anbruch des tausendjährigen Reiches fest. Die Kirche ist ihm das schlimme Babel, das mit dem Anbruch dieses Reiches vernichtet wird. „Jesus“, so behauptet Russell, „war vor seiner Menschwerdung der oberste Engel, der Erzengel Michael, irdisch wie alle Engel.“ (1) Der Mensch sei genau so wenig unsterblich wie das Tier und werde nur dann, wenn er sich im Russell'schen Sinne bekehrt, mit der Unsterblichkeit versehen und mit der göttlichen Natur ausgerüstet. Russell behauptet, seine Lehre aus der Bibel zu schöpfen, vermag aber seine Berufung auf die Bibel nur durch eine fast unglaubliche Vergewaltigung derselben zu stützen. Seine Schriften sind unter dem Titel „Millenniums Tagesanbruch“ erschienen; die von ihm herausgegebenen Blätter „Jedermanns Blatt“, „Die Volkskanzlei“, „Der Bibelforscher“ werden von Barmen aus in deutscher Übersetzung verbreitet. Vor der Sekte, die mit sehr aufdringlicher amerikanischer Reklame arbeitet und mit der Person ihres Gründers einen wenig schönen Kultus treibt, muß im Interesse der religiösen Gesundheit unsers Volkes dringend gewarnt werden.

(G. d. G.)

Ärgernis des Weltkrieges. Die S. S. T. schreibt: „Several ministers were recently discussing the war in Europe, one of the group being the Rev. William B. Hunt, of Korea. Somebody remarked: 'Well, I suppose our poor missionaries will be up against it now, for these people in Asia will be saying, "Look at these Christian nations in Europe flying at each others' throats. What does Christianity amount to, anyhow?"' Mr. Hunt looked up in surprise and said: 'Do you think so really? I am sure this will not be the case in Korea. The Korean Christian will say at once: "You see, brethren, they have some Christians who are real Christians, and some Christians who are so only in name over there, just as we have here in Korea." And the Korean Christian who believes the Bible, as they all do, will have Scripture proof for his statement in less than five minutes. Christianity in Korea is on too firm a basis to be shaken by this war or by anything else.'“ — Christen, denen ein falsches, weltliches Bild vom Reiche Christi auf Erden gemacht worden ist, werden allerdings durch den gegenwärtigen Weltkrieg in ihren chiliastischen Träumen gestört werden. Solchen fleischlichen Gedanken haben sich

leider die meisten Sektenkirchen schon lange hingegeben. Und wenn der Krieg diese Träume zerstören und viele Christen ernüchtern und ihnen zur Besinnung und rechten geistlichen Erkenntnis Christi und seines Reiches mitberhelfen sollte, so wäre das als ein großer Gewinn für die Christenheit zu begrüßen. Wahre und wohlunterrichtete Christen können auch durch den gegenwärtigen Weltkrieg nicht irregemacht, sondern in ihrem Glauben nur gestärkt werden. Das von Christo gegründete Reich Gottes auf Erden besteht eben nicht in Essen und Trinken, nicht in weltlicher Herrlichkeit und äußerem Frieden, sondern in Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem Heiligen Geist. Und ein Bürger dieses Reiches wird niemand durch Kultur und Zivilisation, sondern allein durch den Glauben. Auch ist die Zahl der Bürger dieses geistlichen Reiches, verglichen mit den Ungläubigen, klein und wird, je näher dem Weltende, dem nach der Schrift gerade auch viel Krieg und Kriegsgeschrei voraufgehen soll, eher geringer als größer. Das ist es, was die Bibel vom Reiche Gottes auf Erden lehrt, und ein Christ von diesem Reiche glaubt. Für Christen, die sich an die Schrift halten, bedeutet darum gerade auch der jetzt zum Himmel auslobernde Weltbrand keine Schwächung, sondern eine Stärkung ihres Glaubens. Haben doch die Tatsachen wieder den Lehren und Prophezeiungen der Heiligen Schrift recht gegeben und alle menschlichen Träume von einem Millennium ewigen Friedens hier auf Erden, das Kultur, Wissenschaft und Evolution anbahnen werde, wie nichtige Spinnweben der eillen menschlichen Phantasie weggelegt. Himmel und Erde werden vergehen, aber von allem, was geschrieben steht, wird auch kein Tütel auf die Erde fallen. Diese Wahrheit bestätigt der Weltkrieg.

F. B.

Der „christliche Staat“ und der Krieg. In Deutschland, wo man allgemein die Überzeugung hat, daß der gegenwärtige Weltkrieg ein Verbrechen ist, das vornehmlich England zur Last gelegt werden müsse, hat man sich viel abgequält mit dem Gedanken, wie sich ein solches Verbrechen vertrage mit der Annahme, daß England ein christliches Volk, ein „christlicher Staat“ sei. Viele sind dabei zu dem Resultat gelangt, daß das englische Christentum reine Heuchelei sei. Dem tritt aber die „Ref.“ u. a., wie folgt, entgegen: „Wir erleben es immer wieder wie jetzt bei England, daß der vermeintliche christliche Staat zum Entsetzen der Mitlebenden in sein sittliches Widerspiel umschlägt, sich als ‚Tier‘ entpuppt und seine Raubtierkrallen zeigt. So schwer es uns ankommt, uns mit den Überzeugungen teurer christlicher Brüder in Widerspruch zu setzen, so brennt es uns auf der Seele, es auszusprechen, gerade auch angesichts der Erfahrungen mit England: es gibt keinen christlichen Staat im eigentlichen Sinn des Wortes. Der Staat ist, wie Prof. Sohnn gesagt hat, ‚ein geborner Heide‘, und zwar ein solcher, der sich niemals gründlich bekehrt. Man kann das ‚Tier‘ zähmen, man kann es so lange dressieren, bis es beinahe selber an seine Christlichkeit glaubt: dennoch, wenn seine Stunde gekommen ist, dann zeigt das ‚Tier‘

wieder seine Franken, Einer Löwin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen und des numidischen Waldes plötzlich und schrecklich gedenkt'. Das ist's, was wir jetzt mit Entsetzen an England erleben. England ist das größte Weltreich der Erde. Es hat sich lange als 'christlicher Staat' im ausnehmenden Sinne aufgepielt und ausgegeben, es hat sich so zahn zu drapieren gewußt — hilft nichts! Die Natur des 'Tieres' ist in entseuerregender Weise hervorgebrochen. Was ist seit Stöckers Zeiten nicht alles gesagt und gehofft worden vom 'christlichen Staat'! Auch heute redet man wieder mit besonderem Nachdruck davon, daß die 'deutsche Volksseele' christlich gemacht, daß 'die Massen für Christum gewonnen' werden müssen und können. Ich sage: die englische Politik, die zu diesem furchtbaren Kriege geführt hat, ist die vernichtendste Kritik der Theorie vom 'christlichen Staat', die man sich denken kann. Falsche Theorien werden am besten durch erschütternde Tatsachen forrigniert. Man mache sich doch einmal den Tatbestand recht klar. Entweder haben die recht, die das englische Christentum für Heuchelei erklären, dann droht dem Glaubensleben des Christen die schwerste Einbuße, dann hat er alle Ursache, am Werke Gottes an der Menschenseele zu zweifeln, Wiedergeburt und 'neue Kreatur' ins Gebiet der Illusion zu verweisen. Denn so, wie diese englischen Christen sich heute erweisen, so waren sie dann schon immer. Man denke an den Burenkrieg, an den Opiumkrieg usw. Dann hat Englands Christentum nie etwas getaugt, trotz alles äußeren Glanzes. Oder man entscheidet sich für die andere Seite der Wahl: man läßt den Begriff des 'christlichen Staates' fallen, dann lösen sich alle Schwierigkeiten. Dann wird man nicht in Versuchung kommen, für die verbrecherische Politik eines Staates die dort wohnende gläubige Gemeinde verantwortlich zu machen. Man weiß eben, daß selbst bei reicher Entfaltung des christlichen Lebens die entschiedenen Christen zu sehr in der Minderzahl sind, um auf die Geschichte eines Staates entscheidenden Einfluß zu gewinnen, ganz abgesehen davon, daß der Staat eben nach ganz eigenen, immanenten Gesetzen seine Wege geht. Wir haben eben nicht die Verheißung, daß die 'Volksseele christlich' wird, und daß 'die Massen für den Heiland gewonnen' werden können. Darum lasse man diese mehr oder weniger unbiblischen Vorstellungen beiseite. Das christliche öffentliche 'Wirken' wird dann zwar mancher 'zündenden' Schlagworte und eines gewissen 'großzügigen' Hintergrundes ermangeln, es wird aber eben darum — biblischer und im letzten Grunde trotz größerer Einfachheit erfolgreicher sein." Das ist wesentlich richtig geurteilt. Die wahren Christen bilden in einem Volke wohl immer die Minorität. Schon aus diesem Grunde ist der Staat, der das ganze Volk umfaßt, nie wesentlich ein christlicher. Die Christen sind darum auch nicht verantwortlich zu machen für etwaige Verbrechen, die das Volk oder der Staat begeht, obgleich sie, wenn sie davon wissen, die Pflicht haben, sich von denselben öffentlich loszusagen. Die Personen, welche die wichtigsten Staatsämter bekleiden, können Christen, offenbare

Unchristen oder Heuchler sein, und dementsprechend wird dann auch, insonderheit in großen Krisen, Entscheidung und Handlung des Staates ausfallen. Aber auch dann, wenn das Oberhaupt und die Machthabenden des Staates alle ernste Christen sind, wird der Staat als solcher kein christlicher Staat. Zu weit geht aber die „Ref.“, wenn sie behauptet, daß der Staat als solcher immer wesentlich etwas Heidnisches sei und bleibe. Das ist ebensowenig der Fall, wie Ehe, Wissenschaft, Kunst usw. an sich wesentlich heidnisch sind. J. B.

Dürfen sich die Pazifisten der Friedensgesellschaft, die jeden Krieg als ungerecht und unchristlich verwerfen, auf die Bibel berufen? Diese Frage beantwortet „G. d. G.“ also: „1. Ist in der Weihnachtsbotschaft der Welt der politische Friede verkündet? Der Friede der Menschen mit Gott ist der Inhalt der Engelsbotschaft, und schon deshalb kann bei ihr von einer Verkündigung eines politischen Friedens nicht die Rede sein, weil im ganzen römischen Reich in allen drei Erdteilen unter Augustus seit der Schlacht bei Actium Friede war, und weil die politische Befreiung Palästinas vom Römerjoch, die die Magier aus dem Morgenland (?) und zuerst auch die Jünger vom Messias erwarteten, von Jesus stets von der Hand gewiesen ist. 2. Hat Jesus den Krieg verboten? Pfarrer Rithack-Stahn schreibt in der Schrift „Völkerfriede?“ S. 37: „Er hatte keine Ursache, ein religiöses Urteil über den Krieg zu sprechen, der für die Bürger seines Reiches nicht in Betracht kam. Aber dies darf man behaupten: die ganze Lehr Jesu ist ein Obersatz, aus dem sich stillschweigend das Gebot ergibt: „Ihr sollt nicht Krieg führen.““ Beide Behauptungen erkläre ich rundweg für falsch. Jesus bezeichnet Matth. 22, 7 den Krieg und die Zerstörung einer Stadt als das letzte und einzige Mittel im Plane Gottes, durch welches unverbesserliche Sünder zur gerechten Bestrafung herangezogen werden: „Da das der König hörte, ward er zornig und schickte seine Heere aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an.“ Wie schon Jesaias 700 Jahre vorher seinen Mitbürgern Karmachte, daß nicht etwa Baal, sondern ihr eigener Gott Jahve Jerusalem zerstören werde, so bezeichnet Jesus die von ihm prophetisch erschaute Strafexpedition des Vespasianus und Titus als die von seinem himmlischen Vater verhängte Züchtigung für den Justizmord der Pharisäer, die den Sohn Gottes (Matth. 21, 38. 39) hingemordet haben. Gäbe es also keine Kriege, so könnte die Weltregierung des himmlischen Vaters gar nicht durchgeführt werden. . . . 3. Ist die Selbstaufopferung im Befreiungskampfe und Abwehrkriege wider Christi Gebot? Wenn eine Polizeitruppe vorhanden sein muß, müssen sich in ihr beherzte Männer den Feinden entgegenwerfen. Hat Jesus Christus diese Selbstaufopferung zu einem guten Zweck verboten, er, der uns (Matth. 10, 28) gelehrt hat: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten“? Ist der Spruch, den unser Kaiser auf das Gedenkblatt für gefallene Kolonialkrieger hat setzen lassen (Joh. 15, 13): „Niemand hat

größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde' etwa nicht nach Christi Sinn? Die Abrüstung, die Porfirio Diaz in seinen letzten Präsidentenschaftsjahren durchgeführt hat, hat den Staat Mexiko ins Unglück gestürzt (*Army and Navy Journal*).“ Wer lehrt, daß jeder Krieg verwerflich und unchristlich sei, der muß folgerichtig mit Anabaptisten, Quäkern und andern Sekten behaupten, daß der Staat auch Verbrecher und Mörder nicht bestrafen dürfe. Die Schwärmerei der Pazifisten von einem künftigen allgemeinen und bleibenden Weltfrieden hat ihren Grund in dem Wahn, daß Christus gekommen sei, um hier auf Erden ein Millennium irdischen, sinnlichen Glücks, eine Art Türkenhimmel, aufzurichten. Solche Gedanken aber stammen nicht aus der Schrift und dem Geiste, sondern aus dem alten Adam, den Christen erlösen sollen samt seinem Dichten und Trachten. Wer nüchtern und schriftgemäß über den Krieg urteilen will, der lese Luther, dessen gediegene und oft derbe Aussprüche über den Krieg jetzt mit Recht wieder in Deutschland und Amerika veröffentlicht werden. J. B.

Der Krieg und die Kirche. In einem Artikel der „N. E. L. N.“ über „Die Aufgabe der Kirche in der Gegenwart“ schreibt D. Ihmels: „Die Kirche muß zur Bußpredigerin werden, die unser Volk zur Buße ruft und wiederum zur Buße und abermals zur Buße. . . . Denn wie war die Situation? Man kann sie kaum ernst genug ansehen. Auch wenn man vor aller phrasenhaften übertreibung noch so sorgfältig sich hütet, kann man sich doch nicht verbergen, daß unser Volk nicht bloß in weitem Umfang sich daran gewöhnt hatte, außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben, sondern daß auch Gott selbst für weite Kreise aufgehört hatte, eine Wirklichkeit zu sein. Was uns so unendlich schwer auf der Seele lastete und lastet, sind also nicht bloß einzelne Sünden, so grauenhaft insonderheit auch besonders die Sünde gegen das sechste Gebot zugenommen hatte. Alles das war doch im tiefsten Grunde nur Symptom der trostlosen Gottesferne, die für große Scharen unsers Volkes fast selbstverständlich geworden war. Das galt alles ebenso nach oben wie nach unten, und man kann zweifelhaft sein, wo der Schade größer sei. Ich habe mir oft gesagt, wie unendlich schwer den Geistlichen in manchen Indusriegemeinden die Ausrichtung ihres Amtes werden müsse. Nicht ohne weiteres schon um der Unkirchlichkeit der Gemeinde willen; ihr mochte man in vielen andern Gemeinden nicht minder begegnen. Aber was alle Arbeit hier so unsagbar schwer machen mußte, war die, menschlich gesprochen, vollendete Ausichtslosigkeit dieser Arbeit. Wie soll Gottes Wort ein Neues schaffen, wenn es nicht mehr gehört wird, und durch eine geschlossene Organisation auch denen, die das Wort noch hören möchten, es fast unmöglich gemacht wird! Mit stiller Bewunderung habe ich wohl zugeesehen, in welch selbstverleugnender Treue hie und da Geistliche durch Veranstaltung von Diskussionsabenden, durch wirtschaftliche Fürsorge, durch private Seelsorge erst einmal ein Vertrauensverhältnis, wenn nicht zur Kirche, so doch zur

Person des Geistlichen zu schaffen versuchten. Wie gering war gleichwohl der sichtbare Erfolg! . . . Stand es in den höheren und höchstgebildeten Kreisen anders? Anders wohl, aber ob besser? Wie groß war auch hier der Prozentsatz derer, die zur Kirche kein anderes Verhältnis mehr hatten, als daß sie von ihr ihre Familienfeste sich schmücken ließen. Gewiß war hier infolge der größeren äußeren und inneren Selbständigkeit die Gefahr weniger groß, daß die Rücksicht auf andere von der Kirche abhalte; aber wird dadurch die tatsächliche Kirchenentfremdung nicht nur noch ernster? Durchweg freilich bestand die vermeintliche persönliche Selbständigkeit nur darin, daß man, ohne sich ernstlich darüber Gedanken zu machen, die nun einmal herrschende Kirchen- und Gottesferne auch seinerseits mitmachte; man war mit allem, was die Kirche zu sagen hatte, fertig, ehe man es auch nur wirklich gehört hatte. Welche Mauer richtete das aber tatsächlich der Kirche gegenüber auf! Wie oft haben wir gewünscht: Wenn jene uns doch nur einmal gestatten wollten, von Gott zu ihnen zu reden! Verhältnismäßig gering war dagegen die Schar derer, die wirklich um eine selbständige Auseinandersetzung mit der Kirche sich bemüht und zu einer vermeintlich wissenschaftlich notwendigen Ablehnung der kirchlichen Predigt gekommen waren; aber wie groß war die Wirkung, die, zum Teil gewiß ungewollt, von ihnen ausging! Man muß immer wieder daran erinnern, daß die Wasser nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten fließen. Woher stammte die Weisheit in der Westentasche, die dem Arbeiter das Christentum unsicher machte? Ist es nicht der Niederschlag der ‚wissenschaftlichen‘ Arbeit, die man auf eine Kritik des kirchlichen Christentums verwandt hatte? In unzähligen Fällen, ja man darf getrost sagen, durchweg bedeutete freilich die Berufung auf die Wissenschaft nur eine Beruhigung für eine in Wirklichkeit ganz anders begründete Ablehnung des Christentums. Der eigentliche Gegner des Christentums war und ist die Diesseitigkeitsstimmung der ganzen Zeit. Mit allen ernsthaften Gegengründen kann man sich auseinandersetzen; in jedem Kampfe ist Sieg möglich. Wie aber, wenn man gar nicht mehr kämpft? Für das Empfinden weiter Durchschnittskreise unsers Volkes war das ernsthafte Christentum nicht mehr eine Größe, mit der man wirklich rechnete. Auch hier muß man verstehen, ehe man tadelt. Durch die ungeheuren Fortschritte besonders der Technik ist der moderne Mensch so sehr der diesseitigen Welt Herr geworden und steht mit seinem ganzen Gedankenkreis vielfach so sehr in der sichtbaren Wirklichkeit, daß ihm in dem Getriebe der Räder, in der rastlosen Arbeit des Tages oder auch in der exakten Erforschung der Welt der Wirklichkeit das Wort von einer andern Welt eben wie ein Ton — aus einer andern Welt klingt, mit dem er nichts mehr anfangen kann. Mancher ehrliche Zeitgenosse möchte uns wirklich auf unser Zeugnis von Gott und seinem ewigen Reich antworten müssen: Ich höre das alles wohl; ich sehe ja auch, daß das alles für Sie ungeheure Bedeutung hat, ja Wirklichkeit ist — aber, wenn ich

ehelich sein soll, es ist mir, als ob Sie eine fremde Sprache redeten.“ D. Schmels hat recht: Die Kirche muß zur Bußpredigerin werden! Daß aber auch den Dienern der Kirche, insonderheit den theologischen Professoren, gerade auch den sogenannten positiven, zu denen D. Schmels gehört, Buße und Rückkehr zum alten Glauben gepredigt werden sollte, dafür scheint es leider in Deutschland immer noch kein weitreichendes Verständnis zu geben. Und doch sind eben diese Vertreter der Kirche es, die durch ihre Angriffe auf idier alle Artikel des christlichen Glaubens und insonderheit durch ihre Vielkritik und Verungung der Inspiration und Unirügigkeit der Schrift die Christen irregemacht, ihnen den Boden unter den Füßen weggebrängt und sie den Angriffen des Unglaubens und Irrglaubens gegenüber hilf- und waffenlos gelassen haben.

F. B.

Die religiöse Bewegung betreffend, die der Krieg in Deutschland ausgelöst hat, läßt sich D. Schmels in demselben Artikel also vernehmen: „Über zweierlei durfte man sich freuen und — wundern. Über das eine rückhaltlos. Das ist die ungeheure sittliche Kraft, die in unserm Volke offenbar wurde. Man darf es ohne Selbstgefälligkeit sagen: wir haben erlebt, daß in unserm Volke doch noch ganz andere sittliche Kräfte stecken als in den gegnerischen Völkern. Sodann aber schien doch auch diese sittliche Energie noch tief in einem religiösen Boden zu wurzeln. Es war doch wieder ein gewaltiges Schauspiel, daß mit einem Schlage auch die Kirchen, die bisher gähmend leer waren, sich füllten, daß gewaltige Mengen betend vor Gott auf den Knien lagen, und daß Tageszeitungen, die bisher den Namen Gottes sorgfältig mieden, wieder ungeheuer von Gott zu sprechen begannen. Was ist das? Eine neue Schöpfung von Gott, urteilte ein Freund. Andere haben den Eindruck gehabt: es werde offenbar, daß unser Volk doch noch viel stärker an Gott gebunden sei, als es bisher schien. Beides schließt sich nicht aus, beides hat auch sein Recht, beides aber darf nicht überschätzt werden. Einen Augenblick mochte es für den oberflächlichen Blick scheinen, als seien wirklich mit einem Schlage die Krankheiten der Volksseele weggeblasen, und als komme nun nur zutage, daß unser Volk in seinem innersten Kern immer noch das aus Gott lebende Volk sei. Wir werden jetzt schon unendlich viel nüchterner urteilen. Soviel ich sehe, hätten wir noch kein Recht, schon von einer wirklichen neuen Erweckung im Volksleben zu sprechen. Die äußeren Feinde des Christentums halten wohl für den Augenblick sich zurück, aber sie sind ganz und gar nicht tot. Und was wirklich neu sich regt, ist im besten Falle der Anfang eines Neuen. Immerhin, die Kirche hat Gelegenheit, an manche heranzukommen, die sie bisher nicht erreichte. Wer weiß auch, ob unser Gott die Furchen nicht noch tiefer und tiefer zieht. Jedenfalls — jetzt ist Saatzeit. Die Kirche darf sie nicht versäumen.“ In ähnlicher nüchterner Weise schreibt auch der „Reichsbote“: „Eine ungeahnt hochgehende Welle religiös-vaterländischer Begeisterung schob das Gotteswort, das

Gotteshaus und damit auch wieder das Pfarrhaus in den verdienten Mittelpunkt. Der verspottete, zur Ruhe gesetzte Gott trat wieder als Gott der Schlachten vor die zitternde Volksseele. Aber schon jetzt, kaum zwei Wochen nach der Kriegserklärung, erleben wir Großstadtpfarrer mit Betrübnis und Schmerz, wie die herrliche religiöse Bewegung abflaut, wie sie einer politischen Sensationslüsternheit oder aber einer unerkennbaren Gleichgültigkeit weicht. Ja, schon drängen sich gottlos und frech die zwei gefährlichsten Volksverderber, Trunksucht und Unsittlichkeit, mit ihrem verheerenden Gefolge auf den großen Truppenversammlungsplätzen an die Krieger heran als die gefährlichsten Verbündeten der Feinde jenseits der Grenzen.“ F. B.

Sie verstoßen ihr Herz. Daß der Weltkrieg vielen in Europa zum Segen gereicht, dafür sprechen zahlreiche Tatsachen. Leider fehlt es aber auch nicht an solchen, die wie einst Pharao und Jerusalem jetzt ihr Herz nur noch mehr verhärten und so die Zuchtruten, die ihnen nach Gottes Willen zum Heil reichen sollten, für sich verwandeln in Fluch. Zu diesen gehört z. B. P. Heydorn in Hamburg, der sich nicht scheut, in dieser ersten Zeit die Kriegsgebete zu verspotten, und auch das „Komitee Konfessionslos“, das seinen Bürger über die religiöse Bewegung in Deutschland nicht zu verbergen weiß, wie aus folgenden von der „Ref.“ mitgeteilten verbissenen Sätzen dieses Komitees hervorgeht: „Der konfessionelle Friede ist von höchster Stelle verbreitet worden. Wer ihn nicht hält und selbst in dieser ersten Zeit vom Zelotentum nicht lassen kann, das sind gewisse orthodoxe Kreise. In ihren Organen wimmelt es von Leitartikeln und Zuschriften, in denen frohlockend die ‚herrliche Zeit‘ gepriesen wird, in der ‚der Herr sein Volk zu sich berufen hat‘. Da wettern die frommen Herren in einem Atemzuge gegen die ‚schamlose Mode‘ der hohen Absätze und durchbrochenen Blusen, gegen die Prostitution, gegen die Freidenker, Monisten und Atheisten und all das ‚üble Zeug‘, wie es im freikonservativen ‚Posener Tageblatt‘ heißt. Liest man diese frommen Ergüsse, so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll: über die Dummheit, mit der diese ‚Christen‘ verraten, wie gelegen ihnen dieser Weltkrieg kommt, oder über die Gemeinheit, mit der sie, die Hüter der Moral, selbst jetzt nicht aufhören, die Bestrebungen ehrlicher Menschen mit dem Schmutz der Gasse in einem Atemzuge zu nennen.“ Der Gottesglaube entspricht ganz der Natur des Menschen, während der Atheismus ein künstliches Gebilde der Überkultur ist. Dafür legt fast immer und überall Zeugnis ab das Verhalten des Menschen in der Not und auch jetzt wieder die religiöse Bewegung in Deutschland. Kein Wunder also, wenn atheistische Sozialdemokraten sich über die gegenwärtige religiöse Bewegung, die ihren Unglauben mit der Tat widerlegt, ärgern. An der Front und im Angesichte des Todes dürften aber auch sie den Mund weniger voll nehmen. F. B.

Die Liberalen und der Krieg. Daß die liberale Theologie weiter nichts ist als theologische Kannegießerei, die dem Ernst des Lebens

gegenüber, wie es sich im Tode und jetzt im Kriege zeigt, völlig versagt und höchstens mit poetischen Phrasen und hot air aufzuwarten vermag, ist allbekannt. Während Luther uns vom Standpunkt seines Christentums aus auch hier auf alle Fragen solide Antwort gibt, hat der Krieg alle liberalen Theorien von Jesus und dem Vaterpott wie Spinnwebwerke herumgerafft und wie Kartenhäuser umgeworfen. In der Zeitschrift „Christentum und Gegenwart“, herausgegeben von den Hauptvertretern des Liberalismus in Bayern, D. Geier und D. Mittelmeyer, steht z. B. zu lesen: „Das haben wir wohl alle unwillkürlich gespürt, daß Jesu Gestalt schlecht in diese kriegerischen Tage paßt. Gott stand gewiß allen vor der Seele, aber nicht Jesus, wenigstens zunächst nicht. Er schien wie mit naturgesetzlicher Notwendigkeit völlig in den Hintergrund getreten zu sein. Regimenter, Rotten, Kanonen, Schlachtbegeisterung — und Jesus, nein, das ging nicht! Viele, die gewohnt waren, in Jesus den unbedingten Führer ihres Lebens zu sehen, haben das schmerzliche Empfinden gehabt, daß Jesus hier als Führer anscheinend ganz versagte. Wir vermißten ein Wort aus seinem Munde, das uns zu dem, was wir doch alle als unsere nächste Pflicht erkennen, den Krieg mit aller Kraft zu führen, Mahnung und Weisung gäbe. Wenn wir unsere Augen fragend auf ihn richteten, schien er zu verstummen. In seiner Gedankenwelt hat der Krieg keine Stelle. Man denke nur an die Vergpredigt mit ihrem Lobpreis der Sanftmütigen und Geduldigen, mit ihren Worten vom Erleiden des Unrechts. In diesem Punkte scheint mir Tolstoi doch recht gesehen zu haben.“ — Ja, wäre das wirklich der Zweck Jesu und des Christentums gewesen, hier auf Erden ein Tolstoi'sches Millennium eines allgemeinen Weltfriedens aufzurichten, so könnte die Geschichte nur das Urteil fällen: Das Christentum hat seinen Zweck völlig verfehlt. Und hinter dies Urteil würde dann der gegenwärtige Weltkrieg mit der ihm folgenden Verbitterung und Abschließung der Völker einen Punkt setzen, der auch stehen bliebe. Wie sieht sich aber alles, wenn man die Tatsachen der Weltgeschichte und auch die des gegenwärtigen Weltkrieges in das Licht der Ewigkeit rückt und anschaut mit geistlichen Augen, in denen das Licht des göttlichen Wortes leuchtet, wie uns Luther dasselbe wieder angezündet hat.

— F. B.

Politisch-unionistische Friedensbewegung! Der schwedische Erzbischof D. Söderblom wollte eine Gesamterklärung der angesehensten Vertreter der evangelischen Kirchen zugunsten des Friedens veranlassen und wandte sich zu diesem Behufe an die Erzbischöfe von Canterbury und von York, an den Moderator der schottischen Staatskirche, an die geistlichen Präsidenten der evangelischen Kirchen in Holland, Belgien, Frankreich, an zehn Vertreter der evangelischen Kirchen in den Vereinigten Staaten, an einen Vertreter der Genfer Kirche, an einen dänischen und einen norwegischen Bischof, an den Erzbischof von Abo (Finnland), an evangelische Bischöfe der österreichisch-ungarischen

Monarchie und an drei russische Metropolen. Als Vertreter deutscher Kirchen wurden von ihm angerufen: Oberhofprediger D. Dryander (Berlin), Oberhofprediger D. Dibelius (Dresden), Vizepräsident des sächsischen Konsistoriums, Präsident des Oberkonsistoriums D. v. Bezzel (München), Prälat Römer (Stuttgart). Da aber die Friedenszuschrift Söderbloms es unentschieden läßt, wer am gegenwärtigen Krieg die Schuld trage, so haben alle Vertreter der deutschen Kirche dem Erzbischof „einhmütig und eines Sinnes“ abgeschrieben“. Diese Abjage begründet Prälat Römer u. a. also: „Ich vermag meinen Namen nicht unter eine Erklärung zu setzen, die den Schein erweckt, als wären die Unterzeichner der Meinung, „was den Anstoß zum Friedensbruch gegeben hat“, sei nur ‚Gott allein‘ bekannt. Die von der kaiserlich-deutschen Regierung veröffentlichten Dokumente sind aller Welt bekannt, und ihr von niemand angezweifelter Inhalt zeigt, daß die kaiserlich-russische Regierung den Frieden gebrochen hat, und zugleich, daß nur die Regierung Großbritanniens, diese aber auch mit voller Sicherheit, den Weltkrieg hätte verhüten können.“ Das zeugt von Gewissenhaftigkeit auf seiten der deutschen Kirchenmänner. Sind sie ihrer Sache gewiß, so konnten sie das „unionistische“ Dokument Söderbloms nicht unterschreiben. Aus demselben Grunde der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit hat D. Dryander es abgelehnt, eine ihm von einem angesehenen französischen Kirchenmann zugesandte „internationale Erklärung zwecks humaner Kriegsführung“ zu indossieren. In vollem Einklang mit diesen Äußerungen steht auch die Erklärung des Missionsausschusses von 16 deutschen Missionsgesellschaften, daß er die angebotenen englischen Sammlungen für bedrängte deutsche Missionare nicht annehmen könne. — Wie kommt es aber, daß dieselben Theologen keine Gewissenbisse haben, wenn es die Unterschrift von kirchlich unionistischen Dokumenten gilt? Wo bleibt hier, da es sich doch um Gottes klares Wort handelt, der sittliche Ernst, der auch nicht den Schein erwecken darf, als ob das noch in der Schwebe liege und offene Frage sei, was Gott längst deutlich und klar in seinem Wort entschieden hat? Der Kampf, den Christus in dieser argen Welt führt, fordert doch kein geringeres Maß von Treue und Wahrhaftigkeit als der Krieg, den die Deutschen jetzt gegen ihre Feinde führen! Sooft aber Missouri bisher diese Treue und Gewissenhaftigkeit gegen Gott und sein Wort gefordert und danach gehandelt hat, erhob sich in der ganzen Welt ein Geschrei über missourische Beschränktheit, Unduldsamkeit und Lieblosigkeit. F. B.

Weltkrieg und Weltmissionskonferenz. Auch auf der großartigen Edinburgher Weltmissionskonferenz im Juni 1910 wurde die bekannte schwärmerische Losung Motts und Speers ausgegeben: „Eroberung der Welt für Christus noch in dieser Generation!“ Und daß dieser ganzen Bewegung alle möglichen schwärmerischen, unbiblischen, fleischlichen und chiliastrischen Gedanken zugrunde lagen, wurde selbst von den Evangelischen in Deutschland nicht erkannt. Der Weltkrieg hat aber auch

hier den Miß geschärft und das Edinburger Wahngelbde sektiererischer Schwärmerei gründlich zerstört und wieder einmal den Stempel der Wahrheit gedrückt auf die nüchterne, aber verachtete Lehre der Heiligen Schrift und der lutherischen Kirche von der geistlichen Art des Reiches Christi und seiner Magdgestalt, insonderheit vor dem Weltende. Eine Folge dieser heilsamen Ernüchterung durch den Krieg dürfte auch die sein, daß die Weltmissionskonferenz einen großen Riß erhält, da die Evangelischen in Deutschland sich wahrscheinlich von derselben zurückziehen werden. Das „Ev. Missionsmagazin“ berichtet über den Empfang eines Schreibens von dem Sekretär der Edinburger Konferenz und fährt dann also fort: „Das Schreiben aus Edinburg ist nach unserm Eindruck ein schmerzlich beredtes Zeugnis davon, daß man in diesen Krisen nichts zu sagen weiß, jedenfalls beim Ausbruch des Krieges nicht wußte, wie die Lage sich und andern deuten, weshalb man sich auf allgemein gehaltenen Zuspruch beschränkte, der niemand aufrichtet und niemand weh tut. Was die Edinburger Weltmissionskonferenz erreicht zu haben hoffte, insbesondere das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller evangelischen Missionsarbeit und der Ruf nach internationalem Zusammenschluß, nach weltumspannender cooperation, das ist nun einer Prüfung unterworfen, die erst zeigen muß, wieviel als Spreu zerstieben, und wieviel als gereinigte Frucht bleiben und weiterwirken wird. Was angesichts des überwältigenden Eindruckes der Edinburger Weltkonferenz (14. bis 23. Juni 1910), der bis jetzt ungeschwächt weiterwirkte, kaum jemand öffentlich wagte, ein Wort der Kritik und der Warnung vor allzu hohen und allzu wenig auf die Einfalt des Glaubens an Christus fundamentierten Hoffnungen, das nachzuholen wird nun durch die erschütternde Sprache der Tatsachen überflüssig. Uns will scheinen, Gott rechne scharf ab mit dem ganzen christlichen Missionsbetrieb; aber den Glauben wollen wir behalten: nicht auf Vernichtung, sondern auf gründliche Erneuerung hat er es abgesehen. Machen wir nun in niedriger Stille weiter und gedenken wir des Vorbildes der ersten Christengemeinden, die in viel Trübsal und Armut doch noch geblieben sind in der ‚Gemeinschaft der Handreichung‘. 2 Kor. 8, 2 ff.“ — Jedenfalls wäre es ein großer Segen für die Christenheit, wenn der Weltkrieg auch die Wirkung haben sollte, daß die Evangelischen in Deutschland sich von den Sekten abwenden und zurückkehren zur altlutherischen Nüchternheit in der Lehre und zur keuschen Sprödigkeit in der Kirchengemeinschaft den Sekten gegenüber. Um das wahre Luthertum oder, was dasselbe ist, um das wahre Christentum ist es geschehen, wo immer es sich von den Sekten umschmeicheln und von ihren Schwärmereien einkreisen läßt.

F. B.

Die Bedeutung des Gesanges für die christliche Kirche und ihre Gottesdienste ist uns etwas Selbstverständliches. Sie tritt aber in ein neues Licht auf den Missionsgebieten, indem den jungen Christengemeinden nicht nur der Liederschatz der alten Kirche erschlossen wird, und

neue Gefänge nach der nationalen Eigenart entstehen, sondern auch mit dem christlichen Glaubensleben eine neue Sangesfreudigkeit im Volke erwacht. Sehr bezeichnend hierfür ist die Mitteilung eines englischen Blattes aus Indien, wo sich bekanntlich die stärkste Empfänglichkeit für das Christentum unter den kastenlosen und niederen Volksklassen findet. Das genannte Blatt schreibt: „Es ist eine merkwürdige, bezeichnende Tatsache, die zum Nachdenken auffordert, daß, während die Leute niederer Kasten, die sich jetzt zur Kirche drängen, im allgemeinen leidenschaftlich gern singen und hervorragend musikalisch veranlagt erscheinen, die Leute höherer Kasten an Gesang und Musik meist arm sind, und die Mohammedaner sie ganz verschmähen, so daß sie beim Gottesdienst überhaupt nicht singen.“ Die seltsame Erscheinung, daß der Zug zum Christentum da am stärksten ist, wo die Musik eine Helferin des Glaubens ist, bestätigt nur wieder, daß die Geschichte der Kirche sich draußen wiederholt. Auch in Indien schließt sich ein segensreicher Bund zwischen dem Evangelium und dem heiligen Liede. (G. d. G.)

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. „Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1915.“ 10 Cts. — Dieser Kalender umfaßt 104 Seiten und bietet neben dem Kalendarium, dem Verzeichnis sämtlicher Pastoren, Professoren und Lehrer der Synodalkonferenz und andern nützlichen Material auf S. 15—42 anregenden und erbaulichen Lesestoff. Alle Häuser der Synodalkonferenz sollten ihm die Türen öffnen.

2. „Lehrplan für gemischte Gemeindeschulen.“ Eine Handreichung für Lehrer und Pastoren. Von Lehrer H. J. G. Pappe. 38 Seiten mit Papierumschlag. 15 Cts. — „Das Werkchen bietet ausführliche, auf sechs Schuljahre verteilte Angaben in bezug auf den Religionsunterricht, Sprachunterricht (deutsch und englisch), Rechnunterricht, Schreibunterricht, Gesangunterricht, Geographie, Reformationsgeschichte, United States History und Nature Study nebst einigen trefflichen Schlußbemerkungen über Hygiene. Beigegeben ist ein ausgearbeiteter Lehrplan für eine gemischte Schule. Gerade wegen der Gründlichkeit in der Zergliederung des Unterrichtsstoffes und der fortschrittlichen Verteilung auf die sechs Schuljahre kann dieser ‚Lehrplan‘ auch da gute Dienste leisten, wo die Gemeindeschulen zum Teil oder ganz als Klassenschulen organisiert sind. Jeder Lehrer und jeder Pastor, dessen Aufgabe die Aufsicht oder die Leitung einer Gemeindeschule ist, sollte nicht verfehlen, diese reise Arbeit zu bestellen.“

3. „Der Heiland.“ Weihnachtsfeier von Louis Zobel. 5 Cts., das Duzend 40 Cts., das Hundert \$3.00. Die Lieder, welche dabei die Gemeinde singt, sind separat zu haben zu 50 Cts. das Hundert.

4. „Immanuel.“ A German and English Christmas Liturgy. Compiled by the Rev. J. H. C. Fritz. With New Music by I. C. Strieter. 5 Cts., das Duzend 50 Cts., das Hundert \$3.75. Porto extra. — Diese Liturgie ist so eingerichtet, daß die Gefänge auch gleichzeitig in beiden Sprachen gesungen werden können.

5. Katalog des Concordia Publishing House 1914/15. — Auf 527 Seiten legt dieser Katalog Zeugnis ab von der enormen Tätigkeit unsers Verlags- und Buchhandels. Unsere Pastoren sollten diesen Katalog immer zur Hand haben, denn mit Recht rechnet unsere Synode auf den Patriotismus ihrer Glieder und Gemeinden. Wo immer möglich, sollten sie ihre Einkäufe machen im Concordia Publishing House, wobei sie, genau besehen, wohl immer auch finanziell schließlich am besten fahren werden.

6. "Lutheran Annual 1915." 16 61s. — Dieser Kalender ist das englische Ebenbild des deutschen und sollte darum in keiner Familie fehlen, wo der deutsche nicht oder nicht mehr gelesen wird. F. B.

Deutschlands Kampf für Recht und Gerechtigkeit. Äußerungen führender Männer über den Krieg. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. 25 Pf.

Diese Schrift bildet das erste Heft des 9. Jahrgangs der Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Zu Worte kommen Männer wie Harnack, Hinzp, Wagner, Chamberlain, Tröltzsch, Guden u. a. Harnack glaubt den Engländern den Vorwurf nicht ersparen zu können, daß sie mit ihrem Krieg gegen Deutschland sich eines Vorrats an der Kultur schuldig gemacht haben. „Zu dieser Kultur“ — schreibt Harnack — „gehören drei Dinge, oder besser, sie beruht auf drei Pfeilern. Der eine Pfeiler ist die Anerkennung des unendlichen Wertes jeder Menschenseele, daher die Anerkennung der Persönlichkeit und der Individualität. Diese sind geachtet, gepflegt und gewollt. Das ist der eine Punkt unserer Kultur. Und der zweite Punkt ist die Anerkennung der Pflicht, dieses ebenbenannte teure Leben für jedes große Ideal, Gott, Freiheit, Vaterland, stets auf das Spiel zu setzen. So teuer das Leben von uns, Amerikanern und Deutschen, geschätzt wird, das Leben, das Menschenleben, so sicher geben wir es willig und freudig hin, sobald eine hohe Sache es verlangt. Und der dritte Pfeiler ist der Respekt vor dem Recht und dazu die Fähigkeit zu kraftvoller Organisation auf allen Linien und in allen Gemeinschaften. Aber nun steigt gegenüber der Kultur auf diesen drei Pfeilern: Persönlichkeit, Pflicht, alles zu opfern für Ideale, Recht und Organisation — nun steigt neben dieser Kultur eine andere Kultur vor meinem Blicke auf, eine Kultur der Horde, die patriarchalisch regiert wird, des Hausens, der von Despoten zusammengefaßt und zusammengehalten wird, die byzantinische — ich muß weit ausholen — mongolisch-moskowitzische Kultur.“ „Großbritannien reißt den Damm ein, der Westeuropa und seine Kultur vor dem Wüstensande der asiatischen Unkultur Rußlands und des Panславismus geschützt hat. Nun müssen wir Deutsche ihn mit unsern Leibern ersetzen. Wir werden es unter Strömen von Blut tun und durchhalten. Wir müssen durchhalten; denn wir verteidigen die Arbeit von anderthalb Jahrhunderten für ganz Europa und auch für Großbritannien! Aber der Tag, da Großbritannien den Damm zerriß, kann niemals in der Weltgeschichte vergessen werden.“ Interessant ist auch das Urteil des Engländer Chamberlain: „Seit 45 Jahren verkehre ich vorwiegend mit Deutschen, seit 30 Jahren lebe ich ständig in deutschen Ländern: die Liebe zu deutscher Art, deutschem Denken, deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst schärfte mir das Auge, ohne mich blind zu machen; mein Urteil blieb völlig objektiv, und an gar manches, was mir beim ersten Betreten deutschen Bodens nicht behagte, habe ich mich noch immer nicht gewöhnen können. Mit Frankreich seit frühester Kindheit verwachsen, England durch Blutsbande angehörig, blieb ich vor parteiischer Verblendung bewahrt. Freilich habe ich stets zurückgezogen gelebt und suchte nicht durch Gassen und Vordrängen Volk und Land kennen zu lernen: von einiger Entfernung erblickt man aber die Dinge klarer als aus der Nähe; aus der Stille vernimmt das Ohr deutlicher als mitten im Wirrwarr. Und mein Zeugnis lautet dahin: in ganz Deutschland hat in den letzten 43 Jahren nicht ein einziger Mann gelebt, der Krieg gewollt hätte, nicht einer. Wer das Gegenteil behauptet, lügt — sei es wissentlich, sei es unwissentlich.“ — Für 25 Pfennig ist auch die zweite Nummer, die ebenfalls ein „Kriegsheft“ bildet, zu haben. Sie bringt kurze Artikel von G. Rötke, D. Schäfer, W. v. Fode, Deißmann, Wundt, J. Raftan u. a. F. B.

ESSAYS IN PENTATEUCHAL CRITICISM. By *Harold M. Wiener*. Oberlin, O. Bibliotheca Sacra Co. 239 Seiten 6×9, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: \$1.50 portofrei.

PENTATEUCHAL STUDIES. By *Harold M. Wiener*. Oberlin, O. Bibliotheca Sacra Co. 353 Seiten 6×9, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: \$2.15 portofrei.

Das erste dieser Werke erschien schon im Jahre 1909, das zweite 1912, aber sie sind es wert, auch so lange Zeit nach ihrem Erscheinen noch an dieser Stelle

angezeigt und besprochen zu werden. Sie gehören zu den scharfsinnigsten und eingehendsten Widerlegungen der vielgerühmten höheren Kritik unserer Zeit, besonders der höheren Pentateuchkritik. Die einzelnen Aufsätze sind zum größten Teil in der ältesten theologischen Zeitschrift Amerikas erschienen, der im 84. Jahre stehenden *Bibliotheca Sacra*, früher in Andover, Mass., herausgegeben, seit einer Reihe von Jahren nach Oberlin, O., verlegt. In dem erwähnten Werke verteidigt Wiener besonders die Erzählungen und Einrichtungen, die sich in den vier letzten Büchern des Pentateuchs finden, gegen die modernkritischen Einwände: in dem zweiten Werke beschäftigt er sich hauptsächlich mit der Genesiß, doch ohne daß die andern Bücher ausgeschlossen wären. Auch ein interessanter Briefwechsel, den Wiener mit bekannten Kritikern der Gegenwart geführt hat, wird dargeboten. Der Verfasser der beiden Werke ist kein Christ, sondern ein Jude, der für die Echtheit und Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften seines Volkes eintritt. Er ist kein Theolog, sondern ein Jurist, der sich aber schon seit langer Zeit viel mit solchen Studien befaßt hat und viele Theologen bezaunt; denn er hält entschieden die mosaische Verabfassung des Pentateuchs fest. Er führt eine gewandte Feder, und seine juristische Bildung kommt ihm gut zu statt, gerade wenn es gilt, Argumente auf ihre Beweisraft zu prüfen. Er besitzt eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und kennt die einschlägige deutschländische, niederländische, englische und amerikanische Literatur. Er ist ein tüchtiger Kenner des Hebräischen, und die Septuaginta und andere Übersetzungen des Alten Testaments sind ihm geläufig und bei seinen Untersuchungen zur Hand. Er führt, wie wir aus dem letztjährigen und gegenwärtigen Jahrgang der *Bibliotheca Sacra* sehen, seine eindringenden Untersuchungen fort. Ein Hauptverdienst Wieners ist, daß er mit einigen andern Gelehrten die Burg der höheren Kritik seit 150 Jahren, die Scheidung verschiedener Quellschriften im Pentateuch auf Grund des Wechsels der Gottesnamen Jehovah und Elohim, mit solchen schwerwiegenden Gründen angreift, daß vielgenannte Kritiker der Gegenwart dieses Argument nicht mehr als ausschlaggebend ansehen mögen. Die Hinfälligkeit dieses Arguments hat uns schon immer festgestanden, aber es ist erfrischend zu lesen, daß Gelehrte wie Wiener und Redpath in England, Klostermann, Dahse und Möller in Deutschland, Gerdman und Trölstra in Holland die vielgenannten höheren Kritiker in die Enge treiben, so daß sogar der bekannteste Kritiker der Gegenwart, Wellhausen, zugeht, daß in Dahses Untersuchungen ein „wunder Punkt“ berührt wird, daß Sellin in Moskau meint, daß wir in einer Zeit der „Gärung und des Übergangs“ auf kritischem Gebiet stehen, daß Kittel in Leipzig die Preisaufgabe stellt: „Die Gründe für die Verschiedenheit der Gottesbezeichnungen Jahve und Elohim bedürfen einer neuen Untersuchung“, und daß Toy in Harvard, der seine frühere Stellung gerade seiner höheren Kritik wegen aufgeben mußte, Wiener Zugeständnisse macht. Wieners und Dahses These ist, daß die Septuaginta an circa 180 Stellen eine andere Gottesbezeichnung haben als der hebräische Text, und daß man darum nicht so mechanisch nach den verschiedenen Gottesnamen Urkunden im Pentateuch unterscheiden kann, sondern erst eingehender textkritisch untersuchen muß. Während wir durchaus nicht allen Behauptungen und Aufstellungen Wieners zustimmen können, auch öfters Ton und Weise der Ausführung uns nicht aneignen möchten, besitzen doch seine Werke bedeutenden Wert als herzhafte Angriffe auf die vielgerühmte, aber bodenlose höhere Kritik unserer Zeit, und wir empfehlen sie allen, die sich für solche Fragen interessieren. L. F.

Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis., hat uns zugehen lassen:

„Dogmatik von A. Hönede.“ 18. Lieferung. 40 Cts.

F. B.

„*The Germanistic Society of Chicago*“, 332 South Michigan Ave., hat uns zugehen lassen:

1. „Germany's Fateful Hour.“ By Kuno Francke, Professor of History in Harvard University.

2. „German 'Atrocities' and International Law.“ By James G. McDonald, Professor in Indiana University. — Jedes Heft kostet 5 Cts. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Die *Norwegische Synode* war als Delegatensynode vom 15. bis zum 21. September in Siour Falls, S. Dak., versammelt. In seiner Eröffnungspredigt behandelte Präses D. S. G. Stub das hochpriesterliche Gebet Jesu und führte aus, „daß die Bitte ‚Daß sie eins seien‘ nicht nur auf die unsichtbare, innere Einigkeit des Geistes sich beziehe, sondern daß der Herr auch darum bitte, daß die Kirche in äußerer Einigkeit sich der Welt zeige“, und führte mehrfach Stellen aus lutherischen Theologen an, die dieser Auslegung der Johannistheile gebilligt haben. (Nach dem offiziellen Bericht Prof. D. G. Nistrads in „Skandinaven“, Chicago, den 21. Oktober 1914. Wir folgen diesem Bericht und dem Bericht eines Siour Falls-Blattes über die Synodalverhandlungen, der von einem eigens dazu ernannten synodalen Preßkomitee zensiert worden ist.) In seiner Synodalrede berichtete Präses Stub, daß von 398 Synodalgemeinden, die über den letztjährigen Beschluß in der Vereinigungssache abgestimmt haben, sich nur 27 gegen die Vereinigung auf Basis des Madisonener „Opgjør“ erklärt hätten. Nach Verlesung der Synodalrede machte ein Laiendelegat den Vorschlag, Präses Stub in Anbetracht der „Mißdeutungen und Verschuldigungen, die seine Aktivität in der Vereinigungssache ihm zugezogen haben“, ein Vertrauensvotum darzubringen. Dies geschah. — Am Vormittag des zweiten Sitzungstages brachte Präses Hendrickson vom Nordwestlichen Distrikt im Namen der Minorität einen Vorschlag ein, der um Aufschub der Vereinigungssache hat, da viele Glieder der Norwegischen Synode Bedenken in der Sache hätten; man möge ein Friedenskomitee einsetzen, das den Versuch machen sollte, erst in der eigenen Mitte wieder die Einigkeit herzustellen, ehe man sich mit andern Synoden vereinige. Der Vorschlag wurde mit 327 gegen 173 Stimmen abgelehnt. Es war diese Abstimmung die erste Kraftprobe. Bei der ersten Abstimmung über die Madisonener Thesen (im Jahre 1912) befandete sich die Opposition mit 12 Stimmen; im Jahre 1913 mit 106. Durch die Abstimmung über Präses Hendricksons Vorschlag wurde der diesjährigen Sitzung von vornherein klar, daß die Abneigung gegen Union auf Grund der Madisonener Sätze im Zunehmen ist. Wir führen einige Aussprachen an, in denen die Minorität ihre Stellung zum Vereinigungsprojekt zu erkennen gab. Nachdem Präses Hendricksons Vorschlag abgelehnt, und die neuen Vereinigungsartikel, deren Annahme die tatsächliche Verschmelzung der drei Synoden einleitet, zur Verhandlung gekommen waren, ergriff zuerst Prof. Brandt vom Luther-Seminar das Wort. Er wies darauf hin, daß sowohl innerhalb der Noreneke Kirche wie auch innerhalb der Missouri-Synode die Meinung obwalte, daß das „Opgjør“ früher von der Synode bekämpfte Lehren enthalte; ferner, daß der Vereinigung ein Bruch mit der Missouri-Synode folgen würde, dagegen die Norwegische Synode mit der Ohio-Synode, die ihre falsche Lehre noch nicht widerrufen habe, in ein brüderliches Verhältnis treten würde; daher könne man die Vereinigungsthesen nicht als befriedigend anerkennen. Prof. C. A. Preus vom Luther-College betonte, daß das Gebet „Daß sie eins seien“ an der Synode erst erfüllt würde, wenn sie selber erst mit sich wieder eins geworden sei.

P. O. T. Lee wies darauf hin, daß Punkt 1 des „Opgjør“ die Schriftlehre von der Wahl mit einer Darstellung der Dogmatiker, die sich nicht in der Schrift und im Bekenntnis findet, koordineere. Er könne den Beweis liefern, daß D. Kildahl von der Forenede Kirke noch jetzt sehe, wie er stand, als er im Jahre 1911 die Stellung der Norwegischen Synode verurteilte. P. Nilsson redete für die Majorität. Er sprach den Gedanken aus, daß manche, die an Strupeln litten, so viele andere, wie sie erreichen konnten, angesteckt hätten; den Laien müsse die Stellung mancher Pastoren scheinen als ein kleinlicher Zwist. Eine Anzahl anderer Aussprachen in ähnlichem Ton fielen von seiten der Unionsleute. P. Levorson (Minorität) beanstandete in den Vereinigungsartikeln den Satz, der die Folgerung zulasse, als ob die Norwegische Synode wegen einer früheren falschen Stellung in der Lehre Abbitte zu leisten habe. (S. hierzu L. u. W. 1914, S. 231.) P. Eversson erklärte, wenn es auf der gegenwärtigen Basis zu einer Vereinigung käme, bliebe er draußen. — In der Samstagssitzung wurde ein Nominationskomitee für die bevorstehenden Wahlen eingesetzt; dasselbe bestand ausschließlich aus Majoritätsleuten. Die Unionsverhandlungen wurden dann fortgesetzt. Rechtsanwalt N. M. Nelson, ein Deputierter, gab seiner Stellung in folgenden Worten Ausdruck: „It is my first experience at a synod meeting. It has been sad. I hope I shall never experience it again. If the pastors shall go home in such a spirit, I despair. It was a disappointment to me to find that our chairman said, ‘Father, forgive,’ but impugned the motives of the men of the minority. . . . We need peace within the synod first of all, then union. If the matter of union cannot stand such a delay, it ought to go down. We should give heed to the request of the minority to defer action. Let us take them at their word. Give them a ‘peace committee.’ Let us have faith in the cause we are discussing. If a rupture takes place now, it is not caused by the minority, but by those who will not take time to work for peace and reconciliation within the synod.” Gemeindefchullehrer J. Johnson richtete die Bitte an die Versammlung, diese Sache nicht den Gemeinden aufzudrängen; wenn jetzt eine Spaltung in der Synode eintrete, wie wäre damit der Synode oder der Forenede Kirke gedient? Hon. L. S. Swenson, früherer Gesandter der Vereinigten Staaten in der Schweiz, bat ebenfalls um Aufschub: „There is one sentence in the preamble, the remark about unity of doctrine having been attained, which I would stop at. I consider the union question a great question, and appreciate the enthusiasm for a large united church. The division has been a detriment. But the controversy has always been concerning doctrinal questions. The synod has always maintained that unity of doctrine is of prime importance. What has attracted me and many others is that we have stood firm upon the true doctrine. Therefore we have been respected. Questions of conscience have not been ignored. This paragraph states that doctrinal unity has been attained.” Formell sei die Synode wohl einig, aber ist sie es wirklich? Auf der herrlichen Jubelsynode in Decorah 1903 waren wir einig; jetzt liegen die Sachen anders. „I have watched the development. Now let us not force the matter. You can’t compel a man to believe certain things. I think President Hendrickson’s motion was very reasonable. I voted for it. I think the majority men, too, should be ready to vote for it. That would be brotherly and conciliatory.” Delegat Nestos gab

nach den vorliegenden Berichten folgenden Gedanken Ausdruck: „Ich freute mich auf diese Versammlung, bin aber enttäuscht worden. Nicht eher, als bis ich nach Sioux Falls kam, merkte ich, wie bitter der Streit und das Mißtrauen unter uns ist. Hier in dieser Versammlung ist ein derartiger Geist, daß ich nicht weiß, ob ich öfter einer kirchlichen Versammlung beizuwohnen möchte. Es ist schlimmer als in einer politischen Konvention. Der Präses hat faktisch die Minorität beschuldigt, daß sie sage, was sie nicht meine, wenn sie beteuert, daß sie Einigkeit haben wolle, aber jetzt gegen Verschmelzung der Synoden arbeite. Diese Konvention gibt vor, zum Zweck der Vereinigung zusammengekommen zu sein, tatsächlich aber führt sie unter uns selbst eine Spaltung herbei.“ Delegat Storvik: „Ich kann Lehrform und Lehre nicht trennen. Mich beunruhigt es, wenn von mir verlangt wird, ich solle der zweiten Lehrform ohne Vorbehalt zustimmen.“ Vor Schluß der Versammlung redeten noch Prof. E. Hove und D. Olvisaker, beide vom theologischen Luther-Seminar. D. Olvisaker sagte nach dem Bericht einer Sioux Falls-Zeitung: „I have put a great deal of energy into this work. I have hoped that union might be effected. I have stretched myself as far as possible that peace and unity might be obtained. But when the question is about the adoption of this preamble, I cannot vote for it, because it requires that we shall thank God that unity has been attained. I cannot see that we are fully agreed, and the union would thus not be pleasing to the Lord. I may be tired of strife, but if we grow so tired that we will no longer strive for the truth, then we have ceased to be Christians.“ Prof. Hove wies darauf hin, daß durch die geplante Verschmelzung die Synode als solche aufhören zu existieren; alles Eigentum der Synode würde einem Gesamtkörper anheimfallen, in dem die Synode eine Minorität bilden würde, und dessen Lehrstellung nicht im voraus bestimmt werden könne. Eine Probeabstimmung, die jetzt erfolgte, gab folgendes Resultat: 331 für die Vereinigungsartifel, 149 dagegen. — Am Samstag wurden die Vereinigungsartifel paragraphenweise verlesen. (Wir verweisen auf die in „Lehre und Wehre“ 1914, S. 230, geschehene Anmeldung dieses Dokuments.) Bei Punkt 3 (Unionismus) erhob sich eine Diskussion. Man machte darauf aufmerksam, daß die Studenten der Forenede Kirke-Anstalten, auch die Studenten des Seminars, mit der Y. M. C. A. und dem Students' Volunteer Movement kooperierten; innerhalb der Norwegischen Synode sehe man das als Unionismus an. P. Aoren bemerkte zu einem andern Punkt: er habe geholfen, einen Fonds der Synode zu sammeln, und protestiere dagegen, daß dieses Eigentum der Synode jetzt an die Forenede Kirke übertragen werde. D. Stub erwiderte, aus solcher Aussage gehe hervor, daß P. Aoren überhaupt gegen Vereinigung sei. P. Tjernagel erhob gegen eine solche Auslegung der Worte eines Synodalgliebes von seiten des Präses Protest; das sei ein Mißbrauch seines Amtes. P. Torrisson sekundierte diesen Protest. Man schritt zur Abstimmung. Das Resultat war: Pastoren: Ja (also für Annahme der Vereinigungsartifel) 137, Nein 95. Keine Stimme gaben ab 18; abwesend 9. Deputierte: Ja 210, Nein 75; nicht stimmend 29, abwesend 36. — In der Montagsitzung wurde ein Komitee eingesetzt, das den Versuch machen soll, den in der Synode entstandenen Riß zu heilen. Das Komitee besteht aus je sechs Repräsentanten der beiden Parteien. Bedeutsam ist ein Beschluß, der in derselben Sitzung

gefaßt wurde. Es soll nämlich das Resultat der Abstimmung über die Unionsartikel von seiten der Gemeinden wie auch die Konstitution der neu zu bildenden Körperschaft erst in zwei Jahren einer allgemeinen Tagung der Norwegischen Synode vorgelegt werden und nicht schon nächstes Jahr. Der in dem vorliegenden Bericht für diesen Beschluß angegebene Grund ist die voraussichtlich schwache Beteiligung der Laienglieder an der Versammlung, die nächstes Jahr in San Francisco stattfindet. Auch wird geltend gemacht, daß die Arbeit der Unionskomiteen in einem Jahr kaum beenden sei dürfte. — Mittwoch, den 21. Oktober, erfolgte der Schluß einer Synodalsitzung, wie sie wohl noch keine amerikanisch-lutherische Synode erlebt hat. Jedenfalls dürfte der bewundernde Ausruf des *Lutheran*: "The Norwegians are showing us the way!" (nämlich wie man die Kirche vereinigt), der im *Lutheran Standard* und im *Church Visitor* schon ein solch begeistertes Echo fand, bis auf weiteres aus den Wechselblättern verschwinden, wenn man hört, wie die Norwegische Synode über den Versuch der Majorität, sie in eine unnatürliche Verbindung zu zwingen, jetzt in die Lage gekommen ist, daß sie ein Friedenskomitee einsetzen muß mit dem Auftrag, den durch das „Dpgjör“-Komitee angerichteten Schaden wieder zu heilen. G.

Was ist die Situation innerhalb der Norwegischen Synode nach der Abstimmung auf der diesjährigen Synodalversammlung? Die Unionsartikel, die jetzt durch eine Zweidrittelsmajorität gutgeheißen worden sind, und über die noch von den Gemeinden abgestimmt werden soll, beistimmen in ihrem zweiten Paragraphen die Madisoner Unionsthesen („Dpgjör“) als Vereinigungsbasis. Um diesen Paragraphen handelte es sich eigentlich bei der diesjährigen Abstimmung. Durch Annahme dieses und der folgenden Paragraphen ist auch die tatsächliche Verschmelzung der drei Synodalkörper (Forenede Kirke, Norwegische Synode und Haugefnode) eingeleitet. Die Opposition richtete ihren Angriff hauptsächlich auf die Koordinierung der ersten und zweiten Lehrform von der Gnadenwahl im ersten Paragraphen des „Dpgjör“. Man hatte von seiten der Majorität das Argument, in diesem Paragraphen würden beide Lehren als gleichberechtigt anerkannt, zu entkräften gesucht, indem man die Parenthesen (erste Lehrform) (zweite Lehrform) im Jahre 1913 strich. Die Forenede Kirke erklärte sich (1913) auch mit dieser Streichung zufrieden, wenn die andern beteiligten Synoden die Änderung gutheißen würden; das tat auch die Norwegische Synode, nicht aber die Haugefnode, die ja die ganze Unionsache vorläufig auf den Tisch gelegt hat. Somit bleiben die Parenthesen stehen, und der Wortlaut ist unverändert dieser: „Die Vereinigungskomiteen der Norwegischen Synode und der Forenede Kirke erkennen einstimmig und ohne Vorbehalt an die Lehre von der Gnadenwahl, wie sie dargestellt ist im 11. Artikel der Konfordinienformel (die sogenannte erste Lehrform) und in Pontoppidans „Sandhed til Gudsfrygtighed“, Frage 548 (die sogenannte zweite Lehrform).“ Die Majorität beteuert, durch die Annahme dieses Paragraphen würden nicht die beiden Lehrformen (die beiden Lehren) anerkannt (das sei ja eine psychologische Unmöglichkeit), sondern die Lehre, die unter diesen beiden Formen enthalten sei. Daß man mit diesem Argument keinen Erfolg bei der Minorität gehabt hat, beweist das Wachstum der letzteren von 106 Stimmen (1913) auf 170 Stimmen in diesem Jahre. Auch ist von seiten der Majorität viel mit den erklären-

den Zusätzen operiert worden, mit denen im Jahre 1912 die Synode dem „Dpgjör“ zustimmte. Die Norwegische Synode hat nämlich die Erklärung abgegeben, daß sie als Synode „unbedingt“ der ersten Lehrform zustimme „als der Lehre der Schrift und des Bekenntnisses“, jedoch solche als Glaubensbrüder anerkennen wolle, welche die zweite Lehrform unter den im „Dpgjör“ getheilten Beschränkungen vortragen. Man läßt sich in der Majoritätspartei durch den großen Widerspruch zwischen dieser Erklärung und dem „ohne Vorbehalt“ des achten „Dpgjör“-Paragraphen, scheint's, nicht beirren. Das will uns merkwürdig scheinen, denn als Antwort auf den mit so großem Nachdruck betonten Einwurf der Minorität, die Führer der Förenede Kirche erklärten, sie fänden ihre frühere Lehrstellung im „Dpgjör“, wird von der Majorität konstant auf den Wortlaut des „Dpgjör“, im Gegensatz zu den Auslegungen desselben, hingewiesen. Es kann der Majorität doch die Beobachtung nicht entgehen, daß die Förenede Kirche mit demselben Recht in bezug auf die Erklärung der Norwegischen Synode, die erste Lehrform allein sei Lehre der Schrift, auf den Wortlaut des „Dpgjör“ hinweisen wird und sagen: „Für die Verrückung des neu zu bildenden Körpers gilt nichts anderes als die Unionsbasis von Madison, und diese sagt, die zwei Lehrformen (nicht nur die in denselben enthaltene Lehre) sind ohne Vorbehalt (und nicht etwa mit der Einschränkung, daß die erste Lehrform allein Lehre der Schrift ist) anzuerkennen; damit basta. Wir, die Förenede Kirche, haben uns nie zu eurer offiziellen Auslegung des „Dpgjör“ bekannt.“ Daß die Förenede Kirche ihre Stellung in der Lehre von der Befehrung und der Gnadenwahl nicht geändert hat, sollte auch der Majoritätspartei aus drei Gründen klar sein: 1. weil die Führer der Förenede Kirche, deren Wort seit 1850 als getreue Wiedergabe der (antimissourischen) Lehrstellung der Förenede Kirche galt, ausdrücklich erklären, sie fänden ihre alte Stellung „bis aufs Tütelchen“ im „Dpgjör“; 2. weil das brüderliche Verhältnis zu Iowa und Ohio auch noch Annahme des „Dpgjör“ fortbesteht; und 3. weil mehrere Jahre vor Einsetzung des Komitees, das schließlich das „Dpgjör“ zur Welt brachte, in den offiziellen Organen der Förenede Kirche, während in diesen Organen noch ganz frei die synergistische Lösung des Geheimnisses in der Lehre von der Wahl vorgetragen wurde, eine Union genau auf der Basis, die später im „Dpgjör“ verwirklicht wurde, zur Förderung geworden war — ein unwidersprechlicher Beweis für den unionistischen Charakter des Dokuments.

G.

In der Gloria Dei-Kirche zu Philadelphia, „Old Swedes“, wurde letzten Sommer eine patriotische Feier veranstaltet, an der ein Episcopale, Bischof Garland, ein Presbyterianer, Dr. William S. Roberts, und D. Edwin S. Delf von der Generalsynode teilnahmen. „These were all in their significant church robes“, lautete eine Notiz im (presbyterianischen) *Continent*, „and the equality of each was recognized in the entire service.“ Die drei Geistlichen hielten Reden „als Repräsentanten der drei Kirchengemeinschaften, die zur Zeit der Revolution in Philadelphia prominent waren“. Ob Herrn P. Delf bei dieser Feier etwas aus der Geschichte der Gloria Dei-Kirche eingefallen ist, daraus hervorgeht, wie sich eine lutherische Gemeinschaft zum Bekenntnis zu stellen hat, um möglichst rasch und spurlos unterzugehen?

G.

Gegen die „Zukunftsreligion“ Dr. Eliots hat Admiral A. T. Mahan von der Bundesmarine kürzlich in der *North American Review* ein schönes Zeugnis abgelegt. Eliot hatte in einem Artikel davon geredet, daß die Neue Religion „sein menschliches Wesen (Christus ist gemeint) vergotten wird“. Admiral Mahan bestreitet die These, daß das Christentum *Resum* „vergottet“, denn das Wort *deify*, das Eliot gebraucht hatte, bedeute „to make a god of that which is not God“. „Christianity“, fährt Mahan fort, „does not make a God — it recognizes a truth. To no other human beings do Christians assign divinity. The foundation fact of Christianity is the conception that Christ is God. Unitarianism has not made good, and it is not new in its various forms, for Judaism is also Unitarianism, also Mohammedanism. The fatherhood of God, which Dr. Eliot postulates, cannot be substantiated as a scientific proposition. God's existence and, still more, His fatherhood remain mere inferences, matters of faith which rest on much less solid foundation than the general Christian belief, which can appeal to the Resurrection of Jesus Christ as an historical fact. Those who have accepted the Resurrection, and believe in the divinity of Christ, have originated and sustained a movement which throughout its history has coincided in the long run with the progress of human liberty and the advance of human welfare.“ Die Beweiskraft des letzten Arguments, welches von Mahan des weiteren entwickelt wird, ist nicht schlagend; doch ist es eine erfreuliche Erscheinung, wenn ein Mann wie Admiral Mahan, der sich durch seine Schriften über die Kriegskunst zur See einen Weltruf erworben hat, so mannhaft für die Schriftlehre von der Gottheit Christi eintritt. Admiral Mahan ist Episkopale. G.

II. Ausland.

Daß die brasilianische Mission der Missourishnede doch eigentlich im Zusammenhang stehe mit den politischen Plänen der Vereinigten Staaten in bezug auf den südamerikanischen Kontinent, ist ein Gedanke, der immer wieder in deutschländischen Blättern auftaucht. Es scheint, als ob man sich kirchliche Arbeit getrennt von politischen Machenschaften gar nicht vorstellen kann. Kürzlich ließ sich Prof. D. E. Kaps in Göttingen also vernehmen: „Dazu kommt, daß der Yankee gewohnt ist, weitschauenden Blicks für Kulturpropaganda ganz andere Summen auszugeben als andere Völker, vielleicht selbst das englische nicht ausgenommen. Daß er sich dabei nicht scheut, diese Propaganda selbst den evangelischen deutschen Kolonisten im südbrasilianischen Urwald gegenüber durch Missionen des protestantischen Bekenntnisses betreiben zu lassen, geht allerdings über den schlechten Geschmack hinaus. Ein solches Vorgehen, das bei Chinesen am Platze sein mag, ist aber nur den Angehörigen eines europäischen Kulturvolkes gegenüber möglich, das seine natürlichen Pflichten gegenüber seinen Kindern in der Fremde — den ‚verlorenen Söhnen und Töchtern Germaniens‘! — nicht erfüllt.“ Dazu machte die Redaktion der „Deutschen Zeitung“ in Porto Alegre die Anmerkung: „Soweit deutsch-nordamerikanische Geistliche — Mitglieder der Lutherischen Synode von Missouri — in Betracht kommen, ist es entschieden unzutreffend, deren Tätigkeit als Ausfluß der kulturpolitischen Yankee-Expansion hinzustellen. Anders mag die Sache schon bei den Sendboten der bischöflich-protestantischen Sekten der Union

liegen, die es ja auch bei ihrer Mission weniger auf die Deutschen in Brasilien als auf die Lateinbrasilianer abgesehen haben.“ Was dieser Entgegnung noch Unzureichendes anhaftet, wird von P. Mahler im „Ev.-Luth. Kirchenblatt für Südamerika“ in folgenden Worten zurechtgestellt: „Auch die protestantischen Sekten, mögen sie nun unter den Lateinbrasilianern oder Deutschbrasilianern arbeiten, haben mit der Expansionspolitik Nordamerikas nichts zu schaffen. Von solcher Verquickung von kirchlicher Mission und Wirtschaftspolitik seitens der Nordamerikaner können auch nur die fabulieren, die deutsche Verhältnisse auf Nordamerika übertragen und von der in Nordamerika herrschenden Trennung von Kirche und Staat keine Vorstellung haben. Daß eine staatliche Behörde einen ständigen Vertreter zur Wahrung ihrer Interessen in kirchlichen Gemeinden Südamerikas unterhalte, wie das der Oberkirchenrat zu Berlin tut, wäre in Nordamerika nicht denkbar. Daß die nordamerikanischen Kirchen ihre Missionare nach Südamerika geschickt haben, beruht in dem Expansions- (Ausdehnungs-) Bedürfnis, das dem christlichen Glauben, sofern er rechter Art ist, überhaupt eigentümlich ist. Unsere lutherische Kirche wenigstens betreibt ihre Missionswerke im Gehorsam gegen den Befehl Christi: ‚Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.‘ Wirtschaftliche Interessen dieses oder jenes Landes kommen bei uns absolut nicht in Betracht.“ G.

Ein neuer Verteidiger der Bibelübersetzung Luthers ist auch in dem gelehrten Professor des Alten Testaments, D. Rudolf Kittel in Leipzig, hervorgetreten. In seinem jüngst herausgegebenen Psalmenkommentar sagt er nach einer Notiz in der „A. E. L. R.“ in der Vorrede: „Ich habe mit vollem Bewußtsein mich bestrebt, wo es mir irgend aus sprachlichen Gründen möglich schien, Luther zum Worte kommen zu lassen. Mancher moderne Leser wird darin vielleicht einen Nachteil zu erkennen geneigt sein, denn ich bin in diesem Punkte zumeist bis an die äußerste Grenze des mir erlaubt Scheinenden gegangen. Aber je ernster und länger ich mich in die Übersetzung Luthers vertiefte, um so stärker kam mir immer wieder zum Bewußtsein, daß eine wirklich neue, ‚moderne‘ Bibelübersetzung nach Luther nur ein ganz Großer wagen dürfe, der wie Luther beides in gleicher Weise in sich vereinige: den für Jahrhunderte bestimmenden religiösen Genius, ja den Propheten seines Volkes, und den für Jahrhunderte bestimmenden Sprachmeister der Deutschen. Ehe ein solcher auftritt, zehren wir an Luthers Erbe. Der oft allzu peinlich scheinende Anschluß an Luther konnte mir um so leichter fallen, als ich die Entdeckung zu machen glaubte, daß Luther selbst schon in überaus zahlreichen Fällen, ohne irgendwie die wissenschaftliche Grundlage dazu zu haben, den richtigen Rhythmus des hebräischen Urtextes instinktiv empfunden hat. Man mache den Versuch, Luthers Übersetzung aus ihrer durch die fortlaufende Schreibung verunstalteten Form in eine andere umzusetzen, welche die Zeilen nach dem Parallelismus und dem richtigen Sinne abteilt, und man wird staunen, wie er vielfach den vollkommen richtigen Rhythmus des Urtextes wiedergibt.“ G.

Die Sozialdemokraten hatten nach Ausbruch des Krieges zuerst leidlich Frieden gehalten. Jetzt fallen sie, nach Angaben in deutschländischen Blättern zu schließen, allmählich in den alten Ton zurück. Das Leipziger sozialdemokratische Organ hat geschrieben: die Erfolge der deutschen Truppen

feien der sozialdemokratischen Erziehung zu verdanken, und nach dem Kriege würden die Sozialdemokraten ihre Forderungen zu stellen wissen. Im Berliner sozialdemokratischen Blatt, dem „Vorwärts“, wird auch der kirchen- und religionsfeindliche Ton, der sonst darin vorherrschte, wieder laut. Es stand da kürzlich zu lesen: „Die Niederlagen werden sich einstellen; denn der Herr der Heerscharen kann doch nicht allen Mächten gleichzeitig den Sieg verleihen, um den ihn nun alle anrufen. Seine Priester stellen vielleicht auch allzugroße Forderungen. Und in der Reihe der Neutralitätserklärungen fehlt ja die im Namen Gottes angestellte Erklärung St. Peters, daß er für keinen der Kriegführenden Partei ergreifen wird.“ Das sozialdemokratische „Vorhær Volksblatt“ schrieb um dieselbe Zeit: „Meinungen. Der Oberkirchenrat hat die Geistlichen der Landeskirche angewiesen, mit den Kirchenvorständen ihrer Gemeinden darüber Fühlung zu nehmen, ob besondere Bittgottesdienste an Wochentagen erforderlich scheinen, und in dieser Hinsicht vorhandenen Wünschen möglichst entgegenzukommen! Seit die Kinos geschlossen sind, glaubt wahrscheinlich der Meiningener Oberkirchenrat ein gewisses Publikum mit religiösen Attraktionen unterhalten zu müssen.“ Man sieht, mit der Sozialdemokratie geht es nach dem Wort: „Wenn du den Narren im Mörser zerstückest mit dem Stämpfel wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm“, Spr. 27, 22. Das Erscheinen des „Vorwärts“ ist übrigens bis auf weiteres von der preußischen Regierung verboten. G.

Wer bei den Meldungen über die Flut religiöser Erweckung, die bei Ausbruch des Krieges über Deutschland ging, die Hoffnung gehegt hat, daß auch in der Stellung der liberalen Geistlichkeit eine Wendung zum Bessern oder doch in ihrer frivolen Heße gegen den Kirchenglauben in der gegenwärtigen schweren Zeit eine Pause eintreten würde, sieht sich bitter getäuscht. Man hätte wohl hoffen dürfen, daß zu einer Zeit, da das Deutsche Reich um seine Existenz ringt, und das Volksgefühl die Hoffnungslosigkeit des Kampfes erkannt hat, wenn nicht Gott sich auf die Seite der geringeren Battallone stellt, man sich auf dem religiösen Gebiete, wie das ja auf dem politischen geschieht, der Bekämpfung von „Autorität“ und „Tradition“ enthielte, um nicht dem Volk seinen letzten Halt in dem furchtbaren Unglück, das es getroffen hat, zu rauben. So schnell legt aber der Parder seine Flecken nicht ab, und man wird das schon angeführte Wort aus den Sprüchen Salomos auch auf die liberale Geistlichkeit Deutschlands anwenden müssen, wenn man vernimmt, was für einen Ton in letzter Zeit noch im liberalen Lager angeschlagen wird. In dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vom 4. September 1914 erscheint ein von Perthes in Gotha und von Dr. Paul Eberhardt gezeichneter Brief an die deutschen Buchhändler, der den Krieg dazu benutzen will, nicht nur aufzuräumen mit allem „Kulturummel“, sondern auch die Aufforderung ergehen läßt, „uns wieder auf das Tiefste unserer Seele zu besinnen, auf die Nacktheit dieser Seele, frei von Umhüllungen mit allen Theorien und Ismen“. Eine neue Organisation soll, „wenn das Schwert seine Arbeit getan hat“, ins Leben gerufen werden, betitelt: „Der Aufbau“, Bund für Suchende aller Bekenntnisse. Heft 1 dieses Bundes: „Das religiöse Erlebnis“, macht mit den Zielen näher bekannt. Es wird empfohlen mit folgenden Worten: „Für die allermeisten ist Religion nur denkbar, wenn sie sich in bestimmte

Normen kleidet. Alles andere erscheint ihnen zu allgemein und nichts sagend. Gegen diese Auffassung wendet sich vor allem dieses Heftchen.“ Dem Heft 2 mit dem Titel: „Worin liegt der Wert des Christentums als Religion?“ wird folgende Empfehlung mit auf den Weg gegeben: „Gegenüber den vielen Bemühungen, das Christentum von diesem allein aus als Religion zu erfassen und zu empfehlen, liegt der Wert dieses Büchleins darin, daß es versucht, vom Standpunkt der dogmenfreien, durch seine geschichtliche Entwicklung bedingten Religion selbst aus zu der Frage Stellung zu nehmen.“ Also „Los von aller Offenbarungsreligion!“ ist nach wie vor die Losung. — „Kanzelredner“ aller Richtungen haben zu einem Band Kriegspredigten für die feierliche Hälfte des Kirchenjahres, das der bekannte Pfarrer Rump in Berlin plant, beigetragen. Es soll also die „konfessionelle“, die „gläubige“, die „positive“ Geistlichkeit, sofern sie bedeutende Kanzelredner in ihrer Mitte hat, wie auch die „mittelparteiliche“ und die „liberale“, sagen wir ungläubige, Richtung in der Landeskirche in diesem Predigtbuch zu Wort kommen. Man hat dieses Unternehmen mit Berufung auf ein bekanntes Kaiserwort angemeldet: „Unser Kaiser hat das befreiende Wort gefunden, daß es für ihn keine Parteien mehr gäbe, nur Deutsche noch, und unser Volk hat in vorbildlicher Einmütigkeit die würdige Antwort gegeben. Wir Geistlichen wollen hinter unserm Volke nicht zurückstehen. Wer in dieser Zeit seiner Gemeinde nichts anderes zu bieten vermag als seine auch im besten Falle unvollkommene Theologie, versteht nicht ihren ehernen Gang und ihre gewaltige Sprache.“ Abgesehen von der verfehlten Bezugnahme auf den Kaiser — der doch gewiß den Zusammenschluß aller politischen Parteien in seiner Rede an den Reichstag meinte —, wird auch hier mit dem Hinweis auf den „sehr unvollkommenen“ Charakter aller Theologie dem Liberalismus wieder das Wort geredet. Wie der Prospekt des Rump'schen Predigtbuches trotzdem von der Notwendigkeit, „die alervertrauten Perikopen als das Wort unsers Gottes für diese große Zeit zu erneuern“, reden kann, ist nicht ersichtlich. Welchem hervorragenden landeskirchlichen Kanzelredner ist denn die Schrift wirklich noch „das Wort unsers Gottes“? — Wie man es im liberalen Lager anstellt, sich über diese schwere Zeit hinwegzuhelfen, dafür haben wir einen Beleg in einem Trostbrief des links-liberalen Dr. Rittelmeyer an die Witwe eines im Felde Gefallenen, aus dem wir folgendes wiedergeben: „Denken Sie vor allem auch daran, daß er Gott wohl nie näher gewesen ist als in den Tagen, wo er draußen kämpfte fürs Vaterland und jeden Tag bereit war, sein ganzes Leben zum Opfer zu bringen. Ich meine, das dürfen wir doch nach allem, was wir von Gott wissen, von Herzen glauben, daß ein Mensch, der einer großen, heiligen Sache sich selbst zum Opfer darzubringen bereit ist, Gott lieb und wert und innerlich ganz nahe ist. Das ist es ja gerade, wozu uns Gott führen will: daß wir uns hingeben können. ‚Wer sein Leben verliert, der wird es erhalten zum ewigen Leben.‘ Wer es vermag, für die hohen, heiligen Güter des Vaterlandes sein Leben hinzugeben, der hat, sollte ich denken, gerade die Gesinnung, die wir fürs Gottesreich brauchen. Heldenhast ist er gestorben, heldenhast will er auch betrauert werden. Das allein ist seiner würdig. Er wünscht sich ganz gewiß eine Frau, die den Schmerz ebenso groß erleidet wie er den Tod. Behren Sie sich mit aller nur möglichen Kraft gegen das hilflose innere

Sich verzehren, das man bei so mancher Witwe sieht. Vielleicht ist er Ihnen ganz nah, viel näher, als Sie meinen. Vielleicht ist wirklich etwas an dem alten Volksglauben, daß wir durch schwere, dunkle Trauer die Seelen unserer Verstorbenen belasten und gewissermaßen niederhalten, daß wir aber durch Lichtes, Liebes Gedanken ihren Seelen eine unermeßliche Wohltat tun können. Gott sei Dank, das Beste, was er Ihnen gewesen ist, kann Ihnen ja niemals genommen werden. Er wohnt ja für immer in Ihrem Herzen und kann Ihnen da niemals geraubt werden. Und wenn Ihre Seele ihn sucht — wie oft wird das sein! —, dann sei Ihnen die Brücke, die von Ihrer Seele zu seiner Seele hinüberführt, heilig! Dann lassen Sie auf dieser Brücke keine schweren, schwarzen Gedanken wandern, sondern schicken Sie Liebe, lichte Gedanken und Gefühle zu ihm hinüber und immer wieder lichte Liebe Gedanken wie Grüße, die ihn wirklich erreichen und die ihm sagen, daß seine Frau stolz auf ihn ist, daß sie auch fortan ohne maßlose Trauer mit ihrer ganzen liebevollen Seele bei ihm weilt, daß sie seiner Seele gönnt und wünscht, lichtwärts zu leben“ — usw. usw. Welch ein Gemisch von christlicher Phrase, Gefühlsduselei und Aberglauben! Von christlichem Gehalt keine Spur! — Noch jämmerlicher sind die Versuche der liberalen Geistlichen, die im Feldpredigeramt stehen und nun mit einer verschwommenen, „stimmungsvollen“ Gläubigkeit die Truppen in den Feldgottesdiensten abspeisen. Die „A. G. L. R.“ veröffentlicht den Brief eines württembergischen Landsturmmannes, datiert vom 26. September, also acht Wochen nach Beginn des Krieges. Er ist in Frankreich geschrieben und lautet: „Feldgottesdienst hatten wir noch keinen; die ganze Mannschaft wünscht es schon längst und hat ein sehr starkes Bedürfnis danach (es wird eben bekanntgegeben, daß wir heute abend 6 Uhr einen solchen haben sollen; ich will darüber am Schluß des Briefes schreiben). — Nachschrift: Komme soeben vom Feldgottesdienst, war aber nicht sehr erbauet; ebenso waren meine Kameraden sehr enttäuscht. Man sang das Lied ‚Ich bete an die Macht der Liebe‘; einen Text hatte der Prediger gar nicht, wir blieben innerlich ganz leer. Es war mehr eine Frontansprache, nichts von Gott oder dem Herrn Jesus zu hören. Ich schämte mich recht vor meinen katholischen Kameraden, die ich auch mitgenommen hatte. Es war ein norddeutscher Pfarrer. Der ganze Vortrag dauerte zehn Minuten. Er wollte uns bloß Disziplin beibringen; das ist aber Sache unsers Rittmeisters.“ Der Betrug, den der Liberalismus an der Seele des deutschen Volks geübt hat, tritt aus diesen Kundgebungen mit erschreckender Klarheit hervor.

G.

Der Bekämpfung des Lasters, vor allem der Trunksucht und der Prostitution, widmet sowohl die Heeresleitung wie auch die örtlichen Behörden Deutschlands seit Ausbruch der Feindseligkeiten ganz besondere Aufmerksamkeit. Vorbildlich für die Militärerkasse zur Zeit der Mobilmachung war folgende Bekanntmachung des kommandierenden Generals Freiherr von Bissing in Münster (Westfalen): „Es ist verschiedentlich vorgekommen, daß auf Bahnhöfen und Kriegsverpflegungsanstalten Alkohol an unsere Truppen verabreicht worden ist, obwohl dies auf das strengste verboten ist. Ich bitte die Bevölkerung, dieses Verbot unbedingt zu respektieren. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft durch den Genuß von Alkohol wesentlich herabgemindert werden müssen. In dieser

ernsten Zeit brauchen wir die volle Kraft jedes einzelnen Soldaten. Wer dazu beiträgt, diese herabzusetzen, schädigt die Interessen der Allgemeinheit und versündigt sich an unserm Vaterlande, dem — heute mehr denn je — alle unsere Kräfte gehören.“ — Mit verschärften Maßregeln ist man vor allem jetzt auch bedacht, während der Dauer des Krieges den Betrieb der berufsmäßigen Unzucht in den Großstädten einzuschränken. Die Berliner Polizei hat Auftrag erhalten, ganz besonders auf die Kontrollbirnen zu achten. Den unter sittenpolizeilicher und ärztlicher Kontrolle stehenden Frauen ist das Betreten öffentlicher Lokale verboten. Weiter ist die polizeiliche Anordnung getroffen, daß aus den sogenannten „Animierkneipen“ (saloons) innerhalb vierundzwanzig Stunden alle Kellnerinnen und Büfettmamsells zu entlassen sind. Es erfolgte dieser Erlass, als starke Einquartierung in Aussicht stand. Das Verbot von weiblicher Bedienung in Animierkneipen, deren 400 ganz geschlossen sind, sowie der aufhörende Betrieb der öffentlichen Tanzsäle hat Tausende von öffentlichen und geheimen Prostituierten auf die Straße getrieben und somit neue Probleme geschaffen. Sogar der Metropolitantanzpalast in Berlin, die Dirnenstätte der Lebewelt und der Ausländer, hat seine Pforten geschlossen. Auch der kommandierende General in Dresden hat in sämtlichen Animierkneipen die Entlassung des weiblichen Personals angeordnet, den öffentlichen Dirnen den Aufenthalt in den Straßen nach 7 Uhr abends untersagt und den Soldaten jegliches Betreten berücktigter Stadtteile verboten. Zu der durch diese Maßregeln geschaffenen Situation bemerkt P. Lie. Bohn, der Generalsekretär deutscher Sittlichkeitsvereine, im „Reichsboten“: „Man greife zur rechten Zeit ein, ehe die Straßen durch die aus den Tanzpalästen entlassenen Tanzbirnen in dieser Richtung noch unsicherer werden. Von diesem ganzen Gebiet gilt es jetzt und wird es hoffentlich als Frucht des Krieges und des Sieges gelten: „Landgraf, werde hart!“ Will Deutschland nicht sittlich zugrunde gehen, so darf es dies freßende Geschwür und das dahinterstehende Unternehmertum“ (der Mädchenhandel ist gemeint) „nicht wie bisher weiterwuchern lassen. Diese Mädchen gehören, wie die seelsorgerliche Erfahrung immer wieder beweist, dauernd in geschlossene Anstalten, ins Arbeitshaus, schon weil sie fast alle schwachsinnige Geschöpfe sind. Auch durch Freilassen der schwachsinnigen weiblichen Zwangsfürsorgezöglinge vermehrt sich ständig der Bestand dieser Elemente, und der Staat vergeudet ungeheure Summen. Diese Jugendlichen bilden den Nachwuchs der Großstadtprostitution, der Tanzmädchen der Ballsäle, der Animierkellnerinnen. Sind sie in einer Anstalt, so sind sie gut aufgehoben, zur Arbeit willig und lenksam; werden sie entlassen, so beginnt das Elend von neuem, bis sie ganz versinken.“ Der „Alte Glaube“ geht noch einen Schritt weiter und stellt diese Forderung: „Es ist in diesen Monaten so manches möglich geworden, was man vor kurzem noch für unmöglich hielt. Sollte das deutsche Volk sich nun nicht auch zu der rettenden Tat aufraffen können, daß es durch seine Regierung und gesetzgebenden Körperschaften jede staatliche Reglementierung der gewerbsmäßigen Unzucht aufhebt, sie unter allen Umständen mit Strafe bedroht und auch die durch grobe Unzucht sündigende Männerwelt nicht frei ausgehen läßt? Das wäre ein Sieg, größer und erfreulicher als der von Tannenberg.“ Eine besondere Predigt über den Alkoholgenuß und die Sittlichkeitsfrage mit Zugrundelegung des Perikopentextes Eph. 5, 15—21 hat das bairische Oberkonsistorium für den 20. Sonntag nach Trinitatis verordnet. G.

Resultate archäologischer Forschung. 1. Sir William Ramsay, der schottische Archäolog, meldet die Auffindung des Forums im pisiidischen Antiochien. Die dortigen Ausgrabungen sind noch nicht vollendet, haben aber schon den Beweis gebracht, daß das Forum, abgesehen von Beschädigungen durch Krieg und die Elemente, noch die Gestalt besitzt, die es hatte, als Paulus daselbst weilte. Auf einem Geländer an der Treppe, die zum Forum führt, fand Ramsay eine lange Inschrift des Augustus. Eine reiche Presbyterianerin in Brooklyn, die vorerst ungenannt zu sein wünscht, liefert das zum Bau einer Schmalspurbahn und zur Fortsetzung der Ausgrabungen nötige Kapital, etwa \$20,000. Ramsay hat vor Jahren schon in Antiochien zwei Inschriften des Statthalters Quirinus gefunden und hofft auf weitere wichtige Funde. — 2. Die Grabung in Jericho, die von Prof. Sellin geleitet wird, beschäftigte dieses Jahr 200 Arbeiter. Die dort aufgefundene und bloßgelegte Stadtmauer ist „etwas ganz Außerordentliches, auch in dem heute doch sehr reduzierten Zustand noch etwas Majestätisches und überwältigendes“. Die Mauer soll das 1 Kön. 16, 34 erwähnte Werk des Hiel sein. Das Volk Israel stieß bei der Einnahme des Landes auf eine andere Mauer, die jetzt einen weit geringeren Eindruck hinterläßt. Sehr interessant sind auch die Grabungen des „Deutschen Palästinavereins“ in Samaria. In einem Bericht des Vereins heißt es: „Nächst Jerusalem ist Samaria die Stätte, wo der größte Glanz der national-israelitischen Königszeit sich abspielte.“ In einem Bau glaubt man, die Reste des alten Königspalastes, die Residenzgemächer Omris, Ahas und Jhus, zu sehen. In Nin-Schams, dem biblischen Bethjemes (Jos. 15, 10), wurde die alte kanaanitische Stadtmauer aufgedeckt, die ein Stadtgebiet von etwa 8½ Acker einschloß. Die Mauern, etwa 1400 v. Chr. erbaut, waren 2½ Meter stark. Im 11. Jahrhundert v. Chr. wurde die Kanaaniterstadt — wahrscheinlich von den Israeliten — erobert und mit Feuer zerstört. Unter der Brandschicht, die man noch wahrnehmen konnte, lag eine neue, nicht befestigte Siedelung, die Stadt unter der Herrschaft der jüdischen Könige. — Nach einem Artikel von Clement F. Rogers in der *Church Quarterly Review* läßt sich keine bildliche Darstellung einer Taufhandlung durch Untertauchen nachweisen vor dem neunten Jahrhundert. Die Fresken in den Katakomben, die eine Taufhandlung darstellen — es sind ihrer sieben —, bilden den Täufling auf trockenem Lande oder in ganz leichtem Wasser stehend ab. Eine dieser Fresken stellt ganz unmißverständlich eine Taufe per affusionem dar. Von den uns erhaltenen Taufsteinen aus früherer Zeit ist nur einer, der im Lateran, groß genug für eine Taufhandlung durch Untertauchen. Ein syrischer Taufstein aus dem vierten Jahrhundert würde, ganz gefüllt, nur zwanzig Zoll Wasser enthalten. In dem coemeterium der heiligen Priszilla hat man eine Taufstätte gefunden, die eine kleine Buchtung enthielt, durch die das Wasser nach vollbrachter Taufe ablaufen konnte. — 3. In Ägypten haben die Papyrusgrabungen im Oxyrhynchusgebiet wieder eine große Zahl wertvoller Handschriften zutage gefördert. Abgesehen von Bruchstücken des Homer, des Theokrit, des Demosthenes, Thukydides, Xenophon und Juvenal, die für das klassische Studium von Interesse sind, haben diese Ausgrabungen auch einige Fragmente biblischer Handschriften ans Licht gebracht, die ihres hohen Alters halber von Bedeutung für die Textkritik sind. Es fanden sich Stücke

aus den Büchern der Könige, aus den Psalmen und die zweite Epistel Johannis. Vor allem hat jedoch Aufsehen erregt der Fund eines Blattes aus dem Evangelium des Matthäus. Sachkundige urtheilen, daß dieses Blatt das älteste uns erhaltene Bruchstück eines biblischen Buches ist, da es aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, nach andern gar aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts stammt. Höchst bedeutsam ist, daß dieser Text des Matthäus ganz genau mit dem Text stimmt, den die Ausgabe von Westcott und Hort bietet; Prof. Rendel Harris von Cambridge will als einzige Differenz einen Apostroph in diesem Fragment entdeckt haben, der in dem entsprechenden Abschnitt in der Westcott- und Hort-Ausgabe fehlt! Unwidersprechlich beweist dieser Fund einmal wieder, daß der Text der Evangelien schon in frühester Zeit sehr genau fixiert war. Ein Teil eines Kapitels aus dem Römerbrief, das Prof. Petrie in Oxyrhynchus gefunden hat, ist jetzt im Besitz des Semitischen Museums der Universität Harvard. Die Ergebnisse der Forschungen der Engländer Grenfell und Hunt im Oxyrhynchusgau, deren Funde dem Britischen Museum gehören, füllen vierzehn große Bände. — 4. Unter den neuesten *keilschriftlichen* Funden beansprucht außer dem an anderer Stelle dieser Zeitschrift berücksichtigten sumerischen Sintflutbericht, in welchem der Name Noach vorkommt, und der zu den wertvollsten Funden der ganzen Keilschriftforschung gehört, eine Tontafel, die den Namen des Arioch von Larša enthält, das bedeutendste Interesse. Der sumerische Name des Königs lautete Eri-Aku. Die Tontafel, die eine Botivinschrift des Königs Arioch enthält, wurde zu Erech in einer Tempelmauer der Innina oder Ishtar entdeckt und gehört jetzt der Yale Babylonian Collection. Einige andere Ariochinschriften finden sich im Pariser Louvre. Von den vier babylonischen Fürsten, die im vierzehnten Kapitel der Genesiz namhaft gemacht werden, sind jetzt Amraphel (Hammurabi), Arioch (Eri-Aku) und Chedor-Loamor (Kudur-Lagamar) in den keilschriftlichen Funden vertreten. Noch im Jahre 1889 schrieb Wellhausen zuversichtlich, der Kriegszug der vier babylonischen Könige sei eine „reine Unmöglichkeit“, und Möldeke erklärte das vierzehnte Kapitel der Genesiz als „erwiesenermaßen unhistorisch“ und die Namen der Könige als „ethnologische Erfindungen“. — 5. In der umfangreichen Ruinenstätte Nippur, etwa halbwegs zwischen Babylon und Erech, dem Lande der Sumerer, haben besonders auch die von der Universität von Pennsylvania betriebenen Ausgrabungen reiche Schätze an keilschriftlichem Material aus dem dritten vordhriftlichen Jahrtausend zutage gefördert. Obwohl erst ein geringer Bruchteil dieser Sammlungen entziffert worden ist, erhellt doch aus den vorliegenden Resultaten schon die Höhe der Kultur, auf der die Einwohner Babyloniens, vor allem die Sumerer, standen. Aus den entzifferten Tontafeln geht hervor, daß die Priester an den großen Tempeln nicht nur die religiösen Zeremonien überwachten und die zum Priesteramte gehörenden Pflichten erfüllten, sondern daß sie an einer Hochschule unterrichteten, an der nicht nur religiöser Unterricht erteilt, sondern auch Zoologie, Astronomie, Mathematik und Phonetik getrieben wurde. Verschiedene Tontafeln zeigen, daß die Priester schon ums Jahr 2500 v. Chr. sich mit der Herstellung eines Alphabetes befaßten. Jeder Konsonant wurde mit drei Vokalen wiedergegeben. Auf einigen Tafeln sind sogar die Korrekturen der Lehrer angebracht. Die Priester fingen mit den Gutturallauten Gu-

Ga=Gi, Ku=Ka=Ki, Gu=Ga=Gi an und fuhren so mit den übrigen Konsonanten fort. Das beweist, daß die Bewohner des alten Mesopotamien schon ums Jahr 3000 v. Chr. in der Wissenschaft so weit fortgeschritten waren, daß sie dem Studium bestimmte Gesetze gaben. Die astronomischen Tafeln erregen besonderes Interesse. Das Kalendarium muß augenscheinlich nach dem Aufgang gewisser Fixsterne eingerichtet worden sein. Tag- und Nachtgleiche waren bereits bekannt. Man hatte damals schon herausgefunden, daß die Sonne in 2200 Jahren durch das Zeichen der Tag- und Nachtgleiche gehe, und daß der Kalender nach dieser Zeit um einen Monat zurückbleibe. — 6. Der älteste aller bisher ausgegrabenen Tempel ist der **Ishtar Tempel**, der nach einer Angabe in dem letzten Heft der „Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft“ in Assur freigelegt worden ist. Obwohl derselbe ums Jahr 3000 vor Christo gebaut worden ist, enthält er doch Bildwerke, die von hoher Kultur des Volks, das da seine Götter verehrte, zeugen. In den an gleicher Stelle gefundenen **Königsgrüften** hat man einen Sarkophag des berühmten Assurnasirpal III. (um 860 v. Chr.) gefunden, der aber, wie auch die Grüfte des Asubelkala und des Samfiabad V. (des Vaters der Semiramis), schon im dritten Jahrhundert vor Christo zerstört und ausgeraubt worden ist. Es sind das die ersten assyrischen Königsgrüfte, die bis jetzt gefunden worden sind. — 7. Der Name des ersten ägyptischen Pharao, des **Königs Menes**, der bisher nur aus den „Denkwürdigkeiten“ Manethos (ca. 250 n. Chr.) bekannt war, ist jetzt auf einem kleinen goldenen Ornament gefunden worden, das die Ausgrabungen Petries und anderer bei Abydos zutage gefördert haben. Das Ornament ist eine einfache Goldplatte, die den hieroglyphischen Namenszug des Menes trägt. Leider ist dieses überaus wertvolle Stück aus der Haskell'schen Sammlung der Chicagoer Universität, der es angehörte, spurlos verschwunden. Wahrscheinlich ist dieser älteste aller königlichen Schmuckgegenstände seinen Weg in den Schmelztiegel eines Diebes gewandert, dem es nur auf den Metallwert des Stückes ankam. G.

Wie ein warnendes **Mene Tekel** liest sich jetzt eine Rede, die wenige Monate vor Ausbruch des großen Krieges Freiherr Schenk zu Schweinsburg im preussischen Abgeordnetenhaus hielt. Er richtete sich gegen die Unsitte in den Großstädten und sagte einleitendweise: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Unser Volk muß wieder die Kraft gewinnen, alle Gemeinheiten und Torheiten abzuwerten, die unter der Parole gehen: ‚Macht hier das Leben gut und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn.‘“ Bedeutsam waren die mitgeteilten Ziffern über Verseuchung des Volkes infolge der Unsitte. „Mit 25 vom 100 marschieren traurigerweise die Studenten an der Spitze der von der Lustseuche Angesteckten. Am wenigsten beteiligt ist — was unserm Heere zur Ehre gereicht — das Militär. Auf die Arbeiter kommen 9 vom Hundert, auf die Handlungsgehilfen und Kaufleute 16. Weg deshalb mit den Bruststätten des Lasters, den Animierkneipen, den Bars (saloons), den Nachtcafés! Das Berliner Nachtleben ist der dunkelste Flecken im Deutschen Reiche. Sieht unser Volk nicht die Wahrheit des deutschen Sprichwortes: ‚Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein?‘“ G.